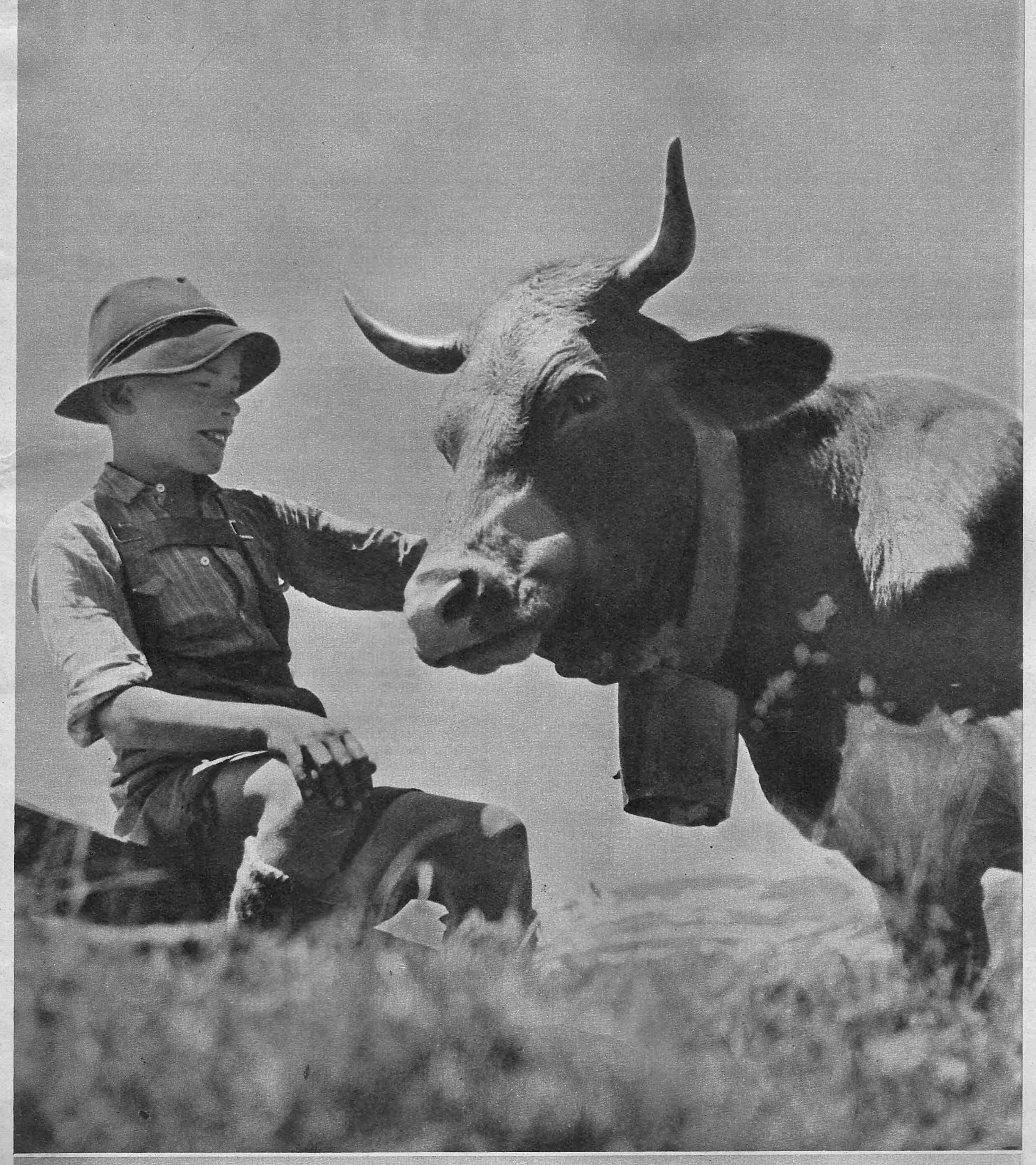
Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juli

Der Hirtenbub

Aufn.: Lucca Chmel, Wien

Nr. 10 / 1938

Heinrich Hansen:

Der Marsch gen Osten

Das Kriegsjahr 1915 war angebrochen, die große Winterschlacht in Masuren geschlagen. Nun lagen sich die Truppen des Zaren und die deutschen Bataillone in befestigten Gräben hart gegenüber. Aus dem großen russischen Festungsgürtel jagten Tag für Tag aus heißen Geschützen Granaten zu den deutschen Stellungen hin. Es war, als ob dem Vormarsch der Deutschen nun endgültig im Feuer der Batterien ein Ende gesetzt sei. Da brach am 2. Mai 1915 Generalfeldmarschall Mackensen bei Gorlice-Tarnow durch die russischen Linien. In unaufhaltsamem Vorstürmen drangen die Deutschen gen Osten vor. In den Juni- und Julitagen hatte der Kampf seinen Höhepunkt erreicht.

In einem kleinen polnischen Dörfchen Galiziens standen in den letzten Junitagen Sturmbataillone eines deutschen Infanterieregimentes bereit; am Ostausgange des Dorfes sammelte sich die Kavallerie. Die Sommertage und -abende in Polen sind unbeschreiblich schön. Aus den großen Wäldern klingt der vieltausendstimmige Gesang der Vögel herüber, über die weiten Kornfelder streicht der warme Sommerwind und am blauen Himmel ziehen leichte weiße Wolken dahin, bis die Nacht den Schleier darüberdeckt!

Wieder war der Vormarsch befohlen. Wir standen hinter einem brennenden Hause und sahen zum Sternenhimmel empor. Da trat ein junger Kriegsfreiwilliger heran und begann zu sprechen: „Ob sie zu Hause auch wohl diese Sterne so sehen wie wir?" Niemand antwortete. Sie alle, die dort zum großen Sprung bereitstanden, sahen weit, weit mit ihrer Seele, bis in die ferne Heimat. Die Stille stand um uns beängstigend und schwer. Der Junge fragte weiter: „Ob wir wohl heute noch angreifen?" Wieder blieb es still, denn auch diese große Frage stand ja in unser aller Herzen unbeantwortet. Da eilten plötzlich Ordonnanzen herbei. Befehl von der Division: „Eine Patrouille des Husarenregiments soll sofort bis zur nächsten Straßenkreuzung sechs Kilometer entfernt vorstoßen. Falls sie keine Fühlung mit dem Feinde bekommt, bleibt sie an der Straßenkreuzung. Ein Mann bringt Meldung zur Division zurück." Rittmeister v. B. sah sich im Kreise um; dann begann er: „Es ist wohl selbstverständlich, daß die erste Schwadron diese Patrouille reitet. Ich denke, meine Herren", dabei legte er seine Hände auf die Schultern des Oberleutnants und des Fähnrichs, die ihm am nächsten standen, „ich spreche in Ihrem Namen, wenn ich dem Regimentskommandeur diese Bitte vortrage. Oberleutnant G.", sagte er dann, „ich selber reite vor, Sie führen später die Schwadron, wenn es sein muß, nach. Stellen Sie die Leute für den Ritt zusammen, ich bin sofort zurück." Wir sahen dem Rittmeister nach, der mit großen Schritten zum nächsten Hause, wo der Regimentsstab lag, schritt. Ein dunkler, schwerer Schatten fiel vor ihm her, solange, bis Schatten und Mann von der Nacht verschlungen waren. Nach wenigen Minuten kam er zurück. Er zog seine Reitgerte aus dem Stiefel, trat in den Feuerschein und sah sich wortlos die Karte an. Da meldete der Oberleutnant sich schon mit der Patrouille. Die Leute führten die Pferde am Zügel. Der Rittmeister sah jedem einzelnen kurz ins Gesicht. Doch war es uns, als wenn sein Blick eine Sekunde länger auf dem Gesicht des jungen Kriegsfreiwilligen ruhte, der in gerader Haltung hart neben seinem Schwadronsführer stand. Ganz kurz schweifte sein Blick dann zum Sternenhimmel empor, und dann begann er: „Kameraden, ihr wißt, um was es geht. Der Feind scheint sich nach den Meldungen der Infanterie vor dem Dorf M. neu gesammelt zu haben. Wenn das der Fall ist, muß er mit seinen Bataillonen auf dieser Straße" — er tippte kurz mit dem Finger auf die Karte — „jetzt bereits nach hierher im Marsche sein. Die Straßenkreuzung, die wir zu erreichen haben, ist entscheidend für seinen und unseren Vormarsch. Wir müssen deshalb auf alle Fälle versuchen, vor dem Feinde die Kreuzung zu erreichen. Sollte sie jedoch bereits besetzt sein, so muß sofort Meldung hierher zurück. Ich habe die Absicht, so oder so das Ziel zu erreichen, weil ich weiß, daß ich mich auf euch alle verlassen kann. Nun, Jungs, aufgesessen." Er reichte uns allen, die wir still ringsum standen, kurz die Hand. Dann trabte er mit seinen Leuten an. Alle standen noch lange und horchten der abreitenden Patrouille nach. „Es wäre schade", sagte Vizewachtmeister B., „wenn dem Rittmeister etwas passieren sollte. Herr Oberleutnant, darf ich mir die Bitte erlauben, eine zweite Patrouille vorzubereiten, falls der Rittmeister nicht zurückkommen sollte?" „Reden Sie keinen Unsinn, Wachtmeister", antwortete der Oberleutnant, „der Rittmeister kommt zurück, verlassen Sie sich darauf. Und nun wollen wir versuchen, noch ein wenig zu ruhen, bevor der Sprung nach Osten wieder beginnt."



Erstürmter russischer Schützengraben

Mein Kamerad W. und ich lehnten uns mit dem Rücken gegen einen alten Apfelbaum, der mitten im Hofe stand. Wir horchten in die Nacht hinaus und hörten das vielstimmige Konzert der Frösche und das leise Knistern der Flammen, die immer niedriger wurden. Hin und wieder schnob ein Pferd, klang verhaltener Lärm einfahrender Kolonnen und das einförmige Quietschen eines Brunnenhebels zu uns her. „Es fällt kein Schuß", sagte W. plötzlich. „Ein unheimliches Gefühl, diese Ruhe. Hoffentlich hat der Rittmeister Glück." Ich antwortete nicht. Aber in unser beider Herzen war derselbe Gedanke so wach, daß wir nicht schlafen konnten. Eine halbe Stunde war erst vergangen, da kam schon von der Division die Anfrage, ob noch keine Meldung von der Patrouille da sei. Einer der Husaren des Regiments, ein echter Berliner Junge, sagte der Ordonnanz beim Weggehen: „Sag dem alten Herrn mit den roten Streifen an der Hose nur (damit meinte er den Divisionschef), et täte seinem Bäuchlein janz jut,

Nach dem Sturm auf Gorlice. Die Truppen sammeln sich zur Verfolgung des Feindes

da er scheinbar nicht warten kann, wenn er auf seiner Rosinante einmal wie der Rittmeister ins Vorgelände traben würde." Einige Husaren lachten bitter auf. Da hörten wir plötzlich Hufschlag. In rasendem Galopp jagte jemand heran. Es war unser Kriegsfreiwilliger. Die Mütze hatte er verloren. Er glitt vom Pferde und keuchte: „Der Rittmeister, der Rittmeister..." Wie auf Kommando stand die ganze Schwadron um ihn — niemand hatte geschlafen. „Was ist mit ihm, rede doch, Mensch!" Da begann der Junge unter Schluchzen zu berichten: „Wir waren zunächst vorgeritten, ohne irgend etwas Verdächtiges zu bemerken. Nur noch zwei Kilometer von der Straßenkreuzung entfernt hielt die Patrouille und horchte. Da war uns, als wenn Truppen auf der Straße heranmarschierten. Wir waren aber trotzdem links von der Straße auf ein Ödfeld geritten, weiter in der Richtung zum Kreuzweg. Und dann war es geschehen. Wie aus dem Erdboden hervorgezaubert standen plötzlich russische Soldaten vor der Patrouille. Die Kameraden hatten die Pferde noch herumreißen wollen, aber es war schon zu spät. Mitten in den Wirrwarr der Pferde und Menschen hinein feuerten die Russen. Der Rittmeister hatte nur einmal ganz kurz den Arm erhoben, um mit dem Säbel sich einen der Gegner zu erwehren, dann wurde er schon vom Pferde geschlagen. Nur ich allein war verwundet aus dem Knäuel von Pferde- und Menschenleibern herausgekommen." Das war der Bericht des einzig überlebenden der Patrouille.

Ein paar Minuten später gellten Alarmsignale durch den Ort. Infanterie trat zum Vormarsch an; die Kavallerie blieb vorläufig zurück. Nach wenig mehr als einer Stunde stieß man schon auf den Feind. Ein schweres Nachtgefecht entwickelte sich. Als die Morgenröte am Himmel stand, war der Feind gewichen. Die Kompanien sammelten sich an der Straßenkreuzung.

Als wir erst am Nachmittag desselben Tages an der Kampfstätte vorbeikamen, hatte man die toten und verwundeten Kameraden schon fortgeräumt. Auch die verwundeten Russen waren nicht mehr am Kampfplatze, wohl aber war das Feld noch mit den Toten des Feindes wie übersät. Abseits im Felde davor lagen einige einsame Gräber, auf denen drei Husarenmützen lagen. Wir alle sahen mit scheuen Augen zu dieser Stätte hin, wo der Rittmeister mit seiner Todespatrouille seinen letzten Kampf gekämpft hatte. Dann aber setzten wir uns wieder singend in Marsch gen Osten.



Ulanen gehen vor

Aufnahmen: Scherl

Das Lied der Getreuen

Verse der österreichischen HJ. aus ihren Kampfjahren

Zwei Menschen sind in dir vereint:
Einer, der kalt und hart erscheint,
der, was er will, erzielt.
Einer, der weich und gütig ist,
der auch den Ärmsten nicht vergißt,
mit dem Geringsten fühlt.

Zwei Ströme danken dir die Kraft.
Von jeder Wurzel bist du Saft
und Same, der sie treibt —
Aus dir entband sich neuer Geist,
der uns zum Volk zusammenschweißt
und ewig in uns bleibt.

Diese Verse las mir zu Beginn des Jahres 1938 ein Kamerad aus einem schmalen Gedichtband vor, den die illegale österreichische HJ. zum Weihnachtsfest versandte. Der schlichte Gedichtband nannte keinen Verfasser, keinen Verlag und keine Druckfirma. Er war illegal, wie die Jungen und Mädel, die ihn geschaffen und unter dem Titel: Bekenntnisse österreichischer Jugend an ihre Kameraden verteilten. Es war eine stille und schöne Feierstunde, als der Kamerad Gedicht für Gedicht aus dem kleinen Bande vorlas. Es war ein Erlebnis, das mir zutiefst ins Herz drang. Aus den Versen klang das Leid und die Not der HJ. im Bruderland Österreich, aus den Versen klang der Trotz und der fanatische Glaube an den Führer und seine Mission, aus den Versen klang der unbändige Siegeswille einer jungen Generation — klang der Kampfruf unserer österreichischen Kameraden.

Zehn Wochen später waren sie bei uns. Österreich war heimgekehrt zum alten Reich. Deutschland war größer und stärker geworden. Der Glaube an die Idee des Führers und die Tat des Führers hatten die Grenzen niedergerissen. Volk fand zu Volk.

Jener kleine Gedichtband aber, dessen Glaube und innere Kraft uns zu Beginn des Jahres erschütterten und begeisterten, fand den Weg in die Volksgemeinschaft, fand nun den Weg zu den Herzen aller. Baldur von Schirach, der Jugendführer des Deutschen Reiches, gab ihn als „Lied der Getreuen" im Reclam-Verlag heraus und schuf damit das Ehrenmal österreichischen Ringens. Die Gedichte der Jungen und Mädel, die vielleicht noch nie in ihrem Leben den Führer sahen und dennoch an ihn und seine Aufgabe glaubten, sind das große heilige Bekenntnis deutscher Jugend zum Nationalsozialismus.

Hier war die junge österreichische Generation angetreten, die weder die Frontgemeinschaft des großen Krieges noch die Kampfgemeinschaft vor der Machtübernahme 1933 erlebt hatte und dennoch mit ihrem ganzen jungen Herzen sich zum Reich sehnte, dafür kämpfte und Opfer über Opfer brachte. Diese Gedichte sind ein geschichtliches Dokument. Sie sind unter Haß, Verfolgung, Terror und Tod als echte politische Dichtung entstanden.

Am 1. Mai dieses Jahres erhielten die unbekannten Verfasser den Dank des Reiches für ihren Glauben und ihre Hoffnung. Ihnen wurde vom Reichsminister Dr. Goebbels der Deutsche Buchpreis 1937/38 zuerkannt. „Der Gedichtband", so erklärte Dr. Goebbels bei der Preisverteilung, „nennt keine einzelnen Verfasser; sie sind alle Vertreter einer kämpfenden Gemeinschaft. Die Verse dieses Büchleins wurden in des Wortes wahrster Bedeutung aus hartem, dichterischem Zwang geschrieben und entsprangen stärkster nationaler Not. Sie erheben sich in den einzelnen Teilen zu ergreifenden Schmerzensgesängen, zu trotzigen, dichterischen Anklagen, zu wilden Empörungsschreien oder zu innigsten Bekenntnissen der Heimatliebe und Volkssehnsucht, die tief an das Herz jedes Menschen rühren. Sie gehören mit zu den schönsten dichterischen Strophen unserer Zeit.

Sie geben dem aufwühlenden Erlebnis unserer jüngsten Vergangenheit einen so erschütternden Ausdruck, daß man sich beim Lesen manchmal kaum der Tränen erwehren kann. Und das Ergreifende dabei ist, daß sie geschrieben wurden von jungen Menschen, die fast noch Kinder sind, und doch in männlichen Worten eine Zeit besingen, deren sie würdig sein wollen.

Das preisgekrönte Gedichtbändchen umfaßt nur 29 Proben; aber hier entscheidet nicht der Umfang, sondern das Gewicht der dichterischen Gabe.

Wir haben mit Absicht vermieden, den Schleier der Namenlosigkeit zu lüften. Ich kann und will keine einzelnen Namen nennen.

Der Deutsche Buchpreis, der sonst in Höhe von 12 000 Mark zur Verteilung gelangt, soll deshalb auch an keinen einzelnen gegeben werden. Er wird für dieses Jahr von 12 000 auf 200 000 Mark erhöht. Die Summe soll zum Bau einer großen Jugendherberge in der schönsten Gegend unseres deutschen Österreichs dienen. Dieses Haus wird der ganzen deutschen Jugend offenstehen und für die fernste Zukunft zeugen von der Größe eines Kampfes, der in der deutschen Südostmark um das Deutschtum gekämpft wurde, und von der Härte und Dauerhaftigkeit eines Geschlechtes, das diesen Kampf kämpfen durfte."

Die HJ. im alten Reichsgebiet kann ihren österreichischen Kameraden nicht genug für diese Verse danken, setzen sie doch der gesamten deutschen Jugend ein Denkmal unerhörten Opferwillens und nie verzagender Kampfbereitschaft.

In der Reichszeitung „Die HJ." ergriff der Hauptschriftleiter Wilhelm Utermann dazu das Wort und dankte den unbekannten Dichtern der Jugend:

„Die, die diese Lieder sangen, bleiben stumm — aber sie selbst werden mit ihren Liedern unsterblich! Wir wissen, daß der Geist Körners und Arndts über sie kam, als ihnen die Not und ein größerer Glaube die Feder in die Hand zwang. In harte und schöne Verse meißelten sie ihr Leid. In starke und kühne Worte gaben sie ihren Glauben.

Die Jugend Deutsch-Österreichs hat sich ein wunderbares Denkmal gesetzt, das jedem Deutschen in der Welt ein Brevier vom Glauben seines Vaterlandes sein kann. Und das ganze Volk wird in den Versen sein eigenes Denken wiederfinden, das in jeder Stunde Adolf Hitler gilt, der ihm sein stolzes Vaterland wiederschenkte."

*

Wir wollen im folgenden euch zwei Gedichte wiedergeben, die dem von Baldur von Schirach im Philipp-Reclam-Verlag erschienenen Band „Das Lied der Getreuen — Verse unbekannter österreichischer HJ. aus den Jahren der Verfolgung 1933/37" entnommen worden sind.

So wollen wir dich einst begrüßen

So wollen wir dich einst begrüßen
in unserm lieben Heimatland:
Wohin du kommst, wird dir zu Füßen
ein Blumenteppich ausgespannt,
und an den Fenstern, an den Gängen
werden die bunten Kränze hängen.

Und höher oben auf den Türmen,
da sollst du deine Fahnen seh'n.
Ganz fleckenlos, trotz allen Stürmen,
werden sie hoch im Winde weh'n
und werden weithin sieghaft leuchten
und manches blanke Auge feuchten.

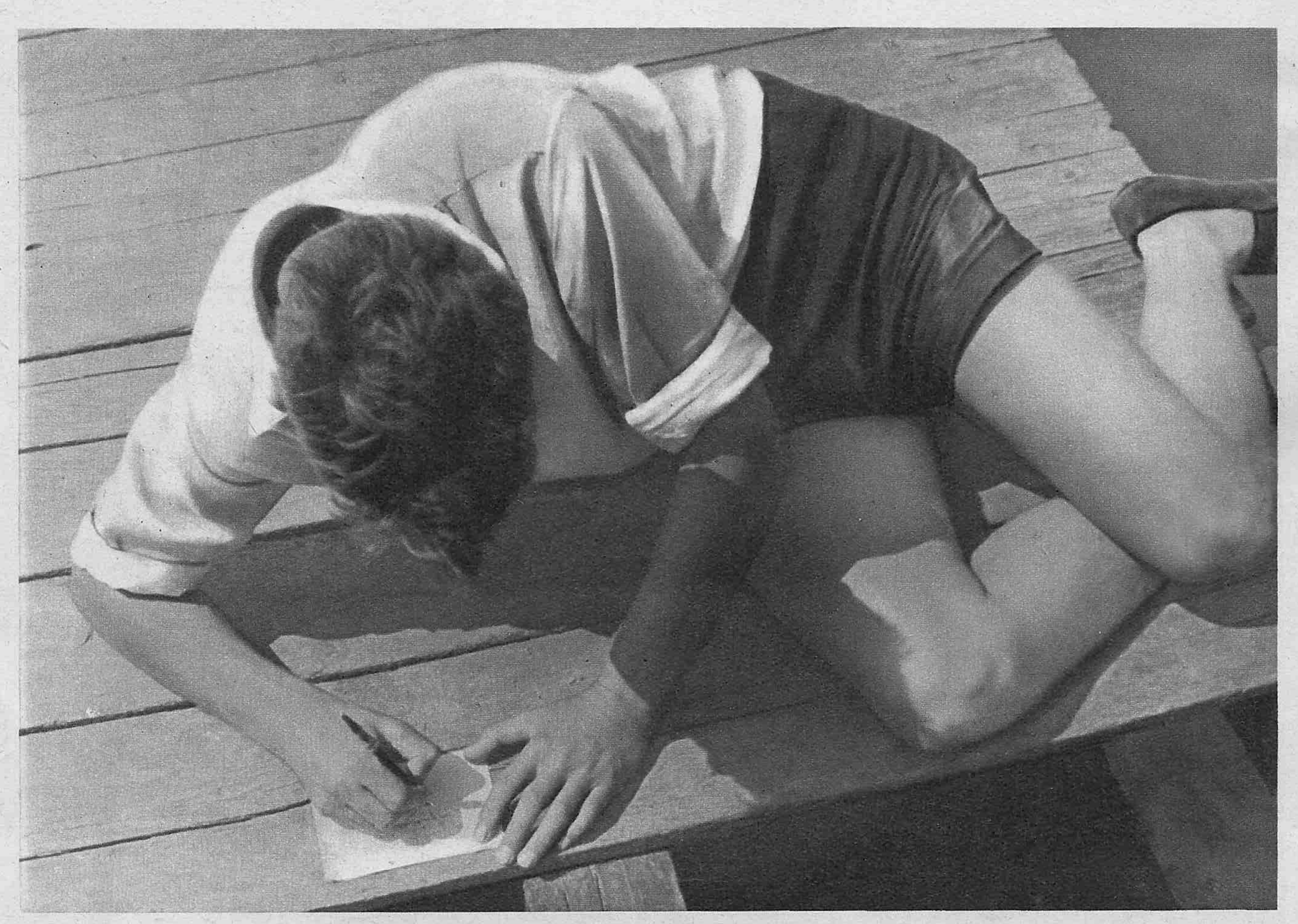
Das ganze Land wird widerhallen
von unsrem namenlosen Glück —
Das Deutschlandlied wird froh erschallen,
und jede Miene, jeder Blick
wird dir die gleiche Botschaft geben:
Kärnten ist dein mit Leib und Leben!

Den Treuesten!

Wenn die Sonne leuchtet und die Fahnen wehen,
Kann gar mancher stehen: aufrecht, bereit und stolz.
Aber ganz allein in der stillen Straße,
Weitab von der Masse zu leiden, gilt weit viel mehr.

Mit vielen in der Front wie Soldaten sterben,
Frei — mit Ahn und Erben, wird leicht zu frohem Tod,
Noch vor'm Henker aber sich zur Tat bekennen,
Seinen Namen nennen, das können nur Helden.





Noch schnell ein paar Zeilen an den Freund daheim — Aufnahme: Kurt Baltschun

„... und dann ging es weiter"

Kennt ihr diesen Satz? Ich glaube schon. Er kommt doch in jedem Fahrtenbericht vor. In all den uns gesandten Berichten von Auslandsfahrten und sonstigen Erlebnissen lesen wir: „und dann ging es weiter nach X."

Hast du eigentlich noch nie eine Großfahrt gemacht? Warst du noch nie mit deinen Kameraden im Ausland? Bist du noch nie zu Rad oder im Boot durch die schöne deutsche Heimat gefahren? – Warum schreibst du also nichts darüber? Es muß dir doch Spaß machen, wenn du später im Fahrtentagebuch davon liest.

Ich kenne viele, die es sich nicht nehmen lassen wollen, ein Fahrtentagebuch zu führen. Sie tun auch recht daran. Es gibt ja auch nichts Schöneres, als später darin zu blättern und alle Erinnerungen aufzufrischen. Da erlebt man alles noch einmal.

Jeder von euch, gleich ob Junge oder Mädel, sollte seine Fahrtenerlebnisse mit Photos und Zeichnungen sammeln.

Wir wollen euch helfen. Darum haben wir um eure Mitarbeit gebeten. Ihr sollt uns eure Fahrtenberichte einsenden und wir wollen die besten davon mit Preisen belegen. Hitlerbilder, Fahrtenbücher, Malkästen und Bücher werden für die schönsten Arbeiten verteilt.

Die eingesandten Arbeiten werden nach Prüfung sofort an euch zurückgesandt, denn wir wissen, wie sehr jeder an seinem Fahrtenbuch, und sei es noch so klein, hängt.

Alle Einsendungen sind zu richten:

An die Schriftleitung „Hilf mit!"
Fahrtenberichte
Berlin-Tempelhof
Alboinstraße 19 – 23

Bis zum 15. September müssen alle Beiträge eingesandt sein. Spätere Arbeiten können nicht mehr berücksichtigt werden.

Alle Einsendungen tragen Vermerke über Name, Alter, Wohnort und Schule des Absenders. Wer von euch Photos und Zeichnungen beifügt, tut gut daran, ein genaues Verzeichnis beizulegen, damit nichts verlorengehen kann. Die eingesandten Arbeiten brauchen nicht im Original zu sein. Es genügen auch saubere Abschriften, die jedoch inhaltlich mit dem Original übereinstimmen.

Ihr könnt über alle Großfahrten berichten. Es ist dabei völlig gleichgültig, ob ihr die mit den Eltern, der Schule oder der HJ. gemacht habt. Wichtig für die Mitarbeit ist nur, daß eure Berichte selbst erlebt sind. Erfundene Arbeiten sind für uns wertlos.

Alle guten Einsendungen erhalten Preise und werden in „Hilf mit!" veröffentlicht, damit auch die anderen ihre Freude und ihren Spaß daran haben können.

Und nun, meine lieben Kameraden, ans Werk! Ihr erzählt – und wir hören zu.

Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto Busch erzählt vom U-Boot 9

Otto Weddigens große Tat

Otto Weddigen, der Kapitänleutnant und U-Bootskommandant von „U 9", später „U 29", das durch Rammstoß des ersten Großkampfschiffes der Welt, der „Dreadnought", mit der gesamten Besatzung versenkt wurde, schrieb einmal als Urteil in das Führungsbuch eines seiner Matrosen die Worte: „Der beste Mann an Bord."

Er selbst, der pflichttreue, ausgezeichnete und stets unerhört bescheidene Offizier, Vorkämpfer und Vorbild der U-Bootswaffe, erhielt diesen ehrenden Beinamen „Der beste Mann an Bord" in der Marine des Zweiten Reiches. Seine größte, auch von anderen nie wieder erreichte Tat zeigt vor allem die unerhörte Zähigkeit dieses Kommandanten, der es verstand, die restlose Hingabe seiner Bootsbesatzung durch den festen Glauben an Erfolg und Sieg unlöslich an seine machtvolle Persönlichkeit zu fesseln. — Es ist interessant, zu verfolgen, wie diese Tat vor sich ging, wie sie stahlharte Nerven und eine Bootsbesatzung erforderte, die dem schnellen Aufeinanderfolgen der Ereignisse, den außergewöhnlich hohen Anforderungen, die der dreimal angesetzte und mit Erfolg ausgeführte Angriff erforderte, voll und ganz gewachsen war.

Auf englische Truppentransporte, die von England nach Frankreich gingen, war das Boot, eins der ältesten der ersten U-Bootsserie der alten Marine, angesetzt. Besonders schweres Wetter verzögerte das Auslaufen des Bootes bis zum 19. September. Ein Sturm, mit der höchsten Stärke — 12 — über die Nordsee jagend, hatte z. B. den Flughafen Borkum mit allen dort liegenden Flugzeugen vernichtet. Zwei andere U-Boote, die Richtung Kanal vorgestoßen waren, hatten Wetter und See gut überstanden. So erhielt Weddigen ebenfalls seinen Auslaufbefehl.

Am 20. September 1914, 5 Uhr 15 vormittags, ging „U 9" in See. Die Fahrt war schwer und naß! Aufgewühlte See, deren Brecher über das kleine Boot hinwegschäumten, die ununterbrochenen, heftigen und ermüdenden Bewegungen des Bootes erschöpften Kommandant und Mannschaft, trotzdem meist getaucht gefahren werden mußte, außerordentlich. Am 22. September, gegen 6 Uhr vormittags, als das Boot auftauchte, flaute der Wind etwas ab. Klar und einsam lag die Kimm, keine Rauchfahne trübte die messerscharfe Schneide zwischen Meer und Himmel.

22 Meilen nördlich des Scheveninger Leuchtturms zieht „U 9" seinen feuchten Weg. Das Turmluk ist auf, die wachfreie Mannschaft steht an Deck, holt die geliebten Zigaretten hervor und raucht, was bei Tauchfahrt und überhaupt im Innern des Bootes selbstverständlich streng verboten war. Vorn auf der Back geht einsam der Kommandant auf und ab, die Beine zu vertreten, die vom langen Stehen am Periskop im arbeitenden Boot fast lahmgeworden sind. Im schwarzen U-Bootslederzeug, den dunkelblauen Wollschal der Torpedobootsleute um den Hals, das große, schwere Nachtdoppelglas, das „Auge Gottes", am Lederriemen vor der Brust, sieht der Kapitänleutnant hinüber nach Westen, dorthin, wo vielleicht aus den letzten Streifen dunkler Nachtwolken feindliche Rauchsäulen auftauchen, Mastspitzen, Brücken: die Schattenrisse feindlicher Patrouillenfahrzeuge, wie sie oft angetroffen wurden in diesen Gewässern, die damals, zu Beginn des Krieges, noch von großen Kriegsschiffen bewacht zu werden pflegten.

Kurs ist auf das bekannte Maasfeuerschiff vor der Maasmündung, das irgendwo da draußen hinter seinem Pilzanker schlingert. Das Turmluk des Bootes ist geöffnet, belebend dringt frischer Luftstrom in die heißen, dunst- und ölrauchgeschwängerten Räume von „U 9". Laut brummen, surren und knattern die 28 Zylinder der Petrolmotoren, weißer Qualm streicht aus dem Auspuff und legt sich schwer, ölig über die See. Herrlich ist der Sonnenaufgang: in allen Farben sprüht es über den östlichen Himmel, bunte Bänder ziehen sich lang und schmal über dem blaugrau wogenden Meer, frisch und herb ist die Luft, doppelt frisch nach der langen Tauchfahrt im dunstigen, stickigen Boot.

Immer noch weht es. Aus Norden kommt der Wind jetzt nicht mehr so ungestüm wie am Tage vorher, aber doch noch stark genug, die Seen mit mächtigem Schwall hinter dem kleinen grauen Boot herzuschicken. Im Osten steht ein feiner, dunkler Strich, der Scheveninger Leuchtturm, gegen den morgendlichen Herbsthimmel. Oberleutnant Spieß, der Wachhabende Offizier, fährt das Boot. Überraschungen sind bei diesem außergewöhnlich klaren Wetter nicht zu befürchten. Es ist ein Wetter, wie es die englischen Schlachtkreuzer einmal benutzten, um in offener Sprache zu funken: „Komm heraus, Fritz! Es ist solch herrliches Wetter zum Fechten!"

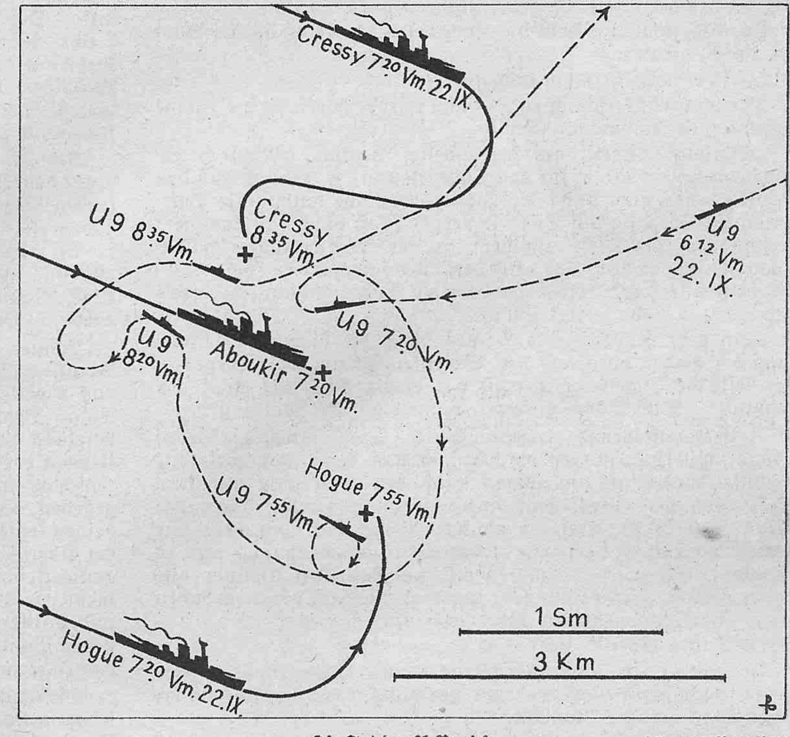
Eine Handharmonika tönt, lustiger Sang schallt auch aus dem Innern des Bootes. Der leitende Ingenieur, Marineingenieur Schön, stößt mit dem Fuß ein Stück gelbgrünen Seetangs außenbords, das von der Unterwasserfahrt her wie fremdes Getier auf dem glatten, schlüpfrigen Deck lag.

„Glauben Herr Kapitänleutnant, daß wir heute nun tatsächlich auf dieser Position etwas erwischen werden? Mir scheint eher, daß wir lieber noch etwas weiter westlich ..."

„Backbord drei Strich Rauchwolke!" ruft der Wachhabende Offizier vom Turm. Die Alarmklingeln rasseln, alles stürzt in oft erprobter, märchenhafter Geschwindigkeit, mehr fallend als die Eisenstufen wirklich hinabkletternd, ins Boot.

„Motoren stoppen! Rauchklappen auf!" — Im Boot wimmeln sie durcheinander, Schottüren knallen dicht, Eisen schlägt gegen Eisen, hallende Schritte von Seestiefeln auf Eisenplanken, Schlürfen über glatte Stahlteile — dann Stille.

Der Kommandant steht längst am Sehrohr, tut einen kurzen Rundblick, stellt das Periskop ein. Unbewegt steht sein kühnes, energisches Gesicht im fahlen Widerschein des Lichtes aus den Okularen des Periskops. Erwartungsvoll lauschen alle, sie kennen ihren „Alten", sie wissen, er wird ihnen sagen, was da oben los ist, oben an der Oberfläche, am Tageslicht, das hier herunter nur gedämpft durch den langen Stahlschacht des Periskops auf das Gesicht des Kapitänleutnants fällt. Leise gibt der Wachhabende Offizier dem Tiefensteurer seine Anweisungen. Es muß genau auf Angriffstiefe — 10 Meter — gefahren werden. Schneidet oben das Periskop unter die Wasseroberfläche, dann ist der Kommandant blind, kann nichts mehr sehen von den Rauchsäulen, die gemeldet wurden, kann seinen Angriff nicht ansetzen. Ein-



Die Tat des U-Boot 9 — Skizze von Peter Ponta

wandfrei liegt „U 9" in der langen Dünung der vorhergegangenen Stürme, einer Dünung, die selbst hier in dieser Tiefe noch zu spüren ist.

„Achtung! Angriff beginnt! Beide Torpedorohre klarmachen!"

Jetzt läßt der Kapitänleutnant — für die Männer im Boot ein Zeichen, daß es gleich losgehen muß — das Periskop aus- und einfahren, der schmale, weiße Kielwasserstreifen des mit dem Boot durchs Wasser gleitenden Periskops könnte, oben von feindlichen Ausguckposten bemerkt, zum Verräter des Bootes werden.

„Drei feindliche Panzerkreuzer!"

Verständnisvoll grinsen sich die Braven an: Mit Kleinigkeiten gibt der „Alte" sich nicht ab! Drei auf einmal! Nun gut: Wir wollen sehen! Der „beste Mann an Bord" wird seine Sache schon machen. Er kennt den Laden! Dammi noch eins! So ungefähr zuckt es durch die Hirne der 27 Offiziere, Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften von „U 9".

Totenstill ist es im Boot. Da:

„Erstes Rohr — Achtung! Fertig! Lllllos!"

Ein Ruck im Boot, als der Torpedo die Schleuse verläßt. Gleich darauf die ruhige Stimme Weddigens:

„Auf 15 Meter Tiefe!"

Kurbeln am Tiefensteuer. Das Boot gleitet, Bug voran, langsam tiefer.

„Torpedo ist 'raus!" meldet der Rohrmeister nach vorne.

Atemlose Spannung. Alle sind bei dem blinkenden Stahlfisch mit ihren Gedanken, bei dem „Aal", der nun — hoffentlich schnurgerade! — auf sein Ziel losläuft. Wird er treffen? Sie müssen es hören hier unten, das Wasser gibt den Sprengschall noch besser weiter als oben die Luft. Man hört die Atemzüge der Männer, so still, so erwartungsvoll in fiebernder Spannung horcht die gesamte Besatzung. Da, ein Krachen, dumpf, aber deutlich vernehmbar: „Treffer!" bemerkt trocken der Kommandant, während ein zufriedenes Lächeln um seine Mundwinkel spielt. Offiziere und Männer brüllen Hurra!

„Schnell auf ihm gehen!"

Sie wissen, nun will er Umschau halten, nachsehen, was der Getroffene macht, wo die anderen beiden blieben. Wie ein elektrischer Strom geht es durchs ganze Boot, gespannt sehen die Nächststehenden auf den Kapitänleutnant. Der wendet sich einen Augenblick von den Gummimuscheln des Okulars, wischt den Schweiß von der Stirne:

„Der hat genug!" brummt der Offizier. „Erstes Rohr! Nachladen!" — Oberleutnant Spieß saust nach vorne, das Nachladen zu überwachen, das hier auf dem überaus engen, kleinen Boot schwierig ist. Fünf Meter muß der Reservetorpedo bewegt werden, bis er ins Ausstoßrohr geschoben werden kann, und Eile tut not! Bitter not! Möbel des Deckoffizierswohnraumes fliegen durcheinander, zersplittern — egal! Rein mit dem Ding! Nichts wie rein! Maschinenkommandos jagen sich, die Besatzung merkt, daß bereits der zweite Angriff gefahren wird.

Der Oberleutnant hebt die Hand. Hell schallt es durchs Boot bis zur Zentrale:

„Erstes Rohr ist nachgeladen!"

Der schwere Verschluß knallt dicht, wieder hören sie die ruhige Stimme des Kommandanten:

„Achtung! Angriff auf den zweiten beginnt! Nicht unterschneiden lassen! (D. h. für den Tiefensteurer, so steuern, daß das Periskop oben nicht unter die Wasseroberfläche taucht, also haargenau im Seegang auf Tiefe steuern!) Bloß nicht 'rauskommen, verstanden? Die Kerle auf dem zweiten Panzerkreuzer halten Ausguck, sie stehen klar an den Decksgeschützen, Jungs! — Doppelschüsse jetzt! Erstes und zweites Rohr! Achtung — erstes und zweites Rohr fertig! Lllllos!"

Hoch geht der Bug des Bootes durch die Gewichtserleichterung der beiden vorn aus den Schleusen springenden Torpedos. Der leitende Ingenieur wendet mit einem Ruck den Kopf zur Schottür: „Alle Mann voraus! Schnell auf 15 Meter gehen!"

Polternd, stolpernd, gleitend, über die Stahlplatten des Decksbelags schlurfend, stürzen die Männer nach vorn, das verlorene Gewicht wieder auszugleichen. Bloß den Bug nicht aus dem Wasser kommen lassen! Eine einzige Granate genügt, das ganze kleine „U 9" in die Tiefe zu schicken. Verdammt noch mal! Sie keuchen vom Lauf, hörbar geht der Atem, immer heißer wird es im Boot, und wieder rollt es wie nachhallender Donner aus weiter, weiter Ferne: einmal, zweimal. Beide Torpedos haben getroffen! Und wieder der Kommandant:

„Auf ihm gehen!"

Vorsichtig, ein lauernder Drache aus tiefer unterseeischer Höhle, steckt „U 9" das Sehrohr vorsichtig über die Oberfläche. Schnell ein hastiger Rundblick:

„Der erste hat ausgelitten, ist weg! Der zweite sinkt!"

Obersteuermann Träbert, kräftig, mit Muskeln bepackt wie ein Preisboxer, steht am hinteren Tiefenruder, das hier, auf dem alten Boot, noch von Hand bedient wird.

„Wie lange dauert es noch, Herr Kapitänleutnant?"

Ganz ruhig ist der Kommandant:

„Vorläufig schwimmt noch einer."

Irgend jemand kommt dem erschöpften Steuermann zu Hilfe. Braune Fäuste greifen neben den seinen ins Rad, zwingen es, während heller Schweiß den beiden Männern in Strömen über die harten Arme rinnt, deren Sehnen und Adern vor Anstrengung zu schwellen scheinen. Vorn wird nachgeladen. Der letzte Torpedo verschwindet im Rohr. Der dritte und letzte Anlauf beginnt: „Beide Heckrohre klarmachen! Drittes und viertes Rohr! Achtung! Lllllos!"

Surrend schnurren die blanken Torpedos hinaus. Dann wieder tiefe Stille. Sie warten, lauschen, sehen sich betroffen an. Sollten sie diesmal vorbeigelaufen sein? Wäre ja auch kein Wunder — ist ja noch nie dagewesen so etwas! Weiß der Himmel! Sie spitzen die Ohren, manche beugen sich vor hinter ihren Sprachrohren, Rädern, Telephonen. Der Rohrmeister achtern sieht aus, als seien ihm sämtliche Felle weggeschwommen. 27 Mann in einem kleinen, schlingernden, stinkend heißen Boot horchen und warten, 27 Mann und ein junger Kapitänleutnant, 10 Meter unter Wasser.

Da — Gott sei Dank! — wieder ein Krachen, dumpf, erregend, deutlich vernehmbar durch die Stahlwände von „U 9". Diesmal ist es nur einer — der zuletzt getroffene Panzerkreuzer, der bisher gestoppt lag zur Rettung der Überlebenden der beiden andern sinkenden Kameraden, hat sich wohl mit Höchstfahrt schleunigst aus der gefährlichen Nähe des U-Bootes bringen wollen. Ein Torpedo ist vorbeigelaufen. Weddigen wirft seine Mütze aufatmend irgendwo gegen die Wand, wischt mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen, fährt mit einem Lederlappen über die Okulare — eine irrsinnige Hitze ist das wieder mal im Boot! — und berichtet, am Periskop hängend, seinen Männern: „Der letzte ist achtern weggesackt, schwimmt noch! Wird wohl aber genug haben!"

Er läßt „U 9" einen Kreis schlagen und setzt, wie ein Jagdhund, der dem gejagten Hirsch in die Flanke fällt, zum vierten Anlauf an. Zum vierten Anlauf dieses Morgens! Immer noch ist ein Torpedo im Rohr — der allerletzte — und der muß treffen, er muß — unbedingt! Die Männer lächeln, sehen sich wieder an und puffen sich in die Seite. Raus flitzt der Torpedo. Zum letzten Male donnert die Explosion nach wenigen Minuten. Es war der Gnadenstoß für den Gegner. Der Kapitänleutnant winkt seinem leitenden Ingenieur:

„Hier, mein Lieber, sehen Sie sich das an! Der ist nun auch hin!" — So bekommt Marineingenieur Schön zu sehen, wie „Cressy", der dritte Panzerkreuzer, um 8 Uhr 35 vormittags sinkt. „U 9" taucht 8 Uhr 50 auf. Die Angriffe dauerten von 7 Uhr 20 bis 8 Uhr 35. In der Ferne erscheint ein Dampfer mit Kurs auf die Gefechtsstelle. Zur Irreführung des Gegners läßt Weddigen erst westliche, dann Nordnordnordost-Kurse steuern, um schließlich Kurs auf Terschellingbank-Feuerschiff und dann nach Helgoland zu nehmen.

Am 24. September läuft „U 9", von Helgoland kommend, unter dem Jubel der Besatzungen der auf Vorposten- und Außenreeden liegenden Kriegsschiffe der Hochseeflotte in Wilhelmshaven ein.

Die Engländer verloren drei Panzerkreuzer: „Hogue", „Cressy" und „Aboukir". Mit ihnen gingen 40 000 Tonnen und 2265 Mann altgedientes, unersetzliches Reservepersonal in die Tiefe. 60 Offiziere und 770 Mann wurden gerettet.

Trauer lag über ganz England, Trauer über den großen Verlust an Menschenleben, den das kleine Boot — noch dazu eins von veraltetem Typ, kaum 400 Tonnen groß — mit seinen 27 Mann Besatzung unter Weddigens Kommando verursachte. In England glaubte man lange Zeit nicht, daß ein einziges deutsches U-Boot der Täter sein konnte. Ein ausgesprochener Stimmungsumschlag trat ein, und eine Reihe von Befehlen wurde ausgegeben, die den großen Schiffen verboten, zu stoppen, weil die beiden letzten Panzerkreuzer bei Weddigens Angriff zur Rettung der Überlebenden gestoppt und so dem Kommandanten den Angriff erleichtert hatten. Schlachtschiffe wurden von nun ab nicht mehr zu Patrouillenzwecken im Kanal verwandt, die südliche und mittlere Nordsee durfte nicht weiter von älteren und größeren Schiffen bewacht werden. Der englische Kanal stand somit dem Überwasserangriff deutscher Seestreitkräfte offen.

Die damalige politische Leitung in Deutschland verstand es jedoch wieder einmal nicht — leider! —, diese durch Weddigens Tat geschaffene Lage zu einem Angriff auszunutzen.



Die siebenbürgisch-sächsische Kirchenburg von Hetzelsdorf

Wöprich von Hasensprung

Eine Erzählung aus Siebenbürgen von Erich Loydl

Es gibt wunderliche Dinge auf dieser Welt. Mitten in Siebenbürgen liegt eine kleine Stadt. Sie hat kaum fünftausend Einwohner, ist noch nicht einmal 200 Jahre alt und doch hat sie sieben verschiedene Namen. Das Städtchen ist ob dieser Eigenheit berühmt geworden im ganzen Siebenbürgerland.

Da ist noch eine zweite Sache. In diesem Städtchen wohnen Angehörige fünf verschiedener Völker. Siebenbürger Sachsen, also Deutsche, Rumänen, Ungarn, Armenier und Zigeuner. Von Juden und anderem Gesindel, da sie überall auf Gottes Erde vorkommen, ganz zu schweigen.

Als Junge habe ich oft gestaunt, wenn ich von älteren Leuten hörte, Elisabethstadt sei ein furchtbar langweiliges Nest. Das konnte ich nicht begreifen. Meine Freunde auch nicht. Stellt euch vor: Fünf verschiedene Völker in einem Ort. Da liegt doch das Abenteuer greifbar in der Luft. Die feindlich sich gegenüberstehenden Lager waren von vornherein festgelegt. Erfuhren wir beispielsweise durch unsere Späher, daß die „Ungarn" den Kapellenberg besetzt hatten, dann war es Ehrensache, daß wir sie von dort herabtreiben mußten. Hatten wir aber mit Hilfe eines alten Fischerkahns die Insel in der Kokel erobert, dann fielen im unbewachten Augenblick die „Rumänen" darüber her und zerstörten unsere begonnenen Festungsarbeiten.

Oft kam es vor, daß zwei feindliche Heerlager sich in den Haaren lagen, als ein weiteres Lager auftauchte und zum lachenden Dritten wurde. Das gab dann den Anlaß, jeden Kampf in seinen strategischen Grundformen schon vorher genau durchzusprechen und festzulegen. Es wurden „Nichtangriffspakte" mit der dritten Gruppe abgeschlossen. Weigerte sie sich, so wurde sie durch Scheinangriffe schwacher Kräfte am anderen Ende der Stadt festgehalten, indes die Hauptstreitkräfte ungehindert ihrem Angriffsziel entgegengehen konnten. — Ungarn und Armenier standen in selbstverständlichem Bündnis immer unter einer Fahne. Die Zigeuner wurden als billige Arbeitskräfte in Sold genommen. Da sie jedoch ein verräterisches Volk sind, war auf sie kein Verlaß. Auch ihre Spionagedienste leisteten sie oft nach zwei Seiten und ließen sich ihre Arbeit doppelt bezahlen. Da sie außerdem an Feigheit kaum übertroffen werden konnten, ließen sie sich nicht einmal als Söldner gebrauchen.

Allein schon das Bestehen von drei verschiedenen Gruppen konnte keinen allzulangen Frieden verbürgen. Wir brauchten nicht erst lange nach einem Kriegsgrund zu suchen. Schon war ein neuer Streit vom Zaune gebrochen. Mit einem Wort: es gab dauernd Krieg und Keilerei. Langeweile kannten wir nicht. Denn hatten wir einen Waffenstillstand oder gar Frieden geschlossen, dann blieben noch immer die Berge, Schluchten und Wälder. Im schlimmsten Falle zogen wir aus, Fische und Krebse zu fangen. Am eigenen Lagerfeuer zubereitet schmeckten sie noch immer schöner als Mutters bester Sonntagsbraten. Bis eine feindliche Gruppe uns über den Weg lief und den Frieden störte. Dann fing der Krieg von neuem an. In einem Lande, wo schon seit Jahrhunderten Türken und Tartaren, Kurutzen und Petschenegen mit Mord und Brand über das Land hergefallen sind, wo jede Stadt und jedes Dorf seine wehrhaften Mauern und Türme hatte, da war es nicht wunderlich, daß schon uns Jungen die Rauf- und Kampfeslust im Blute steckte.

Da ergab sich eines Tages die dringende Notwendigkeit, Verstärkung heranzuholen. Es tobte ein heftiger Kampf aller gegen alle. Zahlenmäßig waren wir weit unterlegen. Es gab

keinen anderen Ausweg: zwei Kilometer von Elisabethstadt liegt das deutsche Dorf Halvelagen. Die Halvelagener mußten uns unterstützen. Nach einer langen und ausgiebigen Unterhaltung mit ihrem Anführer Dintz Wöprich lag der Kriegsplan fertig vor. Er wurde am Sonntagnachmittag schnell und so überraschend durchgeführt, daß unsere Gegner kaum Zeit hatten, an Verteidigung zu denken. Ihre Anführer wurden gefangen genommen, mußten Urfehde schwören und sich zur Zahlung eines Tributs verpflichten. Auch daß am ersten Fälligkeitstag der Tribut verweigert wurde und ein neuer Streit ausbrach, konnte unseren Sieg nicht schmälern. — Dintz Wöprich hatte uns allerdings hervorragende Hilfe geleistet und sich unsere Achtung und das uneingeschränkte Vertrauen erworben. So wurde er unser Kamerad.

Der Sommer verging. Der bunte Herbst bot uns Jungen auch noch allerlei Möglichkeiten zum Austoben. Dann kam der trostlose November. Was soll auch ein Junge mit dem Nebelmonat beginnen? In der Stube hocken? Ja, das geht eine Weile. Dann aber fängt es an, in Händen und Beinen zu kribbeln. Vornehmlich an den langen Sonntagen.

„Wißt ihr was? Wir besuchen Dintz Wöprich!"

Einer machte den Vorschlag. Die anderen stimmten zu. So trabten wir bald zu dritt nach Halvelagen. In einer guten halben Stunde standen wir vor Wöprichs Haus. Mit breitem Grinsen schüttelte er uns nacheinander die Hand und führte uns sodann hinauf ins Haus. Mutter Wöprich ließ uns in die gute Stube und brachte auf einem Holzteller Speck, Brot und Zwiebel. Bald fühlten wir uns heimisch. Gruben Erinnerungen aus und schmiedeten Pläne für den Winter. Mittenhinein platzt eine Frage: „Du, Dintz, was ist das für ein komisch Ding an der Wand?" — „Ach, so ein alter Adelsbrief, den mal einer meiner Vorfahren erhalten hat." Er sagte es so gleichgültig, als sei es das nebensächlichste Ding der Welt. Indessen sperrten wir Mund und Augen weit auf.

„Was? Ein Adelsbrief? Ich denke, ihr seid Bauern? Wie können denn Bauern adlig sein?"

Das konnten wir nicht glauben. Wir drängten uns näher an die eingerahmte Urkunde, wurden aber auch nicht viel klüger. Das war scheinbar Lateinisch. Als Einziges konnten wir einen recht merkwürdigen und mit großen Buchstaben geschriebenen Namen lesen:

W ö p r i c h v o n H a s e n s p r u n g.

Wir trauten der Sache nicht recht. Da mußten wir schon Genaueres erfahren.

Dintz holte seinen Ahn herbei. Der war schon sehr alt. Sein Haar ganz weiß. Was der sagte, mußte doch stimmen.

Ehe er aber mit dem Erzählen anfing, stellte ihm Mutter Wöprich noch ein Glas Wein auf den Tisch. Er nahm einen Schluck davon und wischte dann mit der Hand befriedigt über Mund und Schnurrbart. Seinen Stock hatte er zwischen den Knien und stützte beide Hände drauf. So saß er eine Weile ganz still und starrte in die Ferne. Wir wagten nicht, diese Stille zu unterbrechen. Er mochte wohl daran denken, wie er vor bald 70 Jahren — ein kleiner Knirps noch — vor seinem Großvater am warmen Ofen hockte und derselben Erzählung lauschte, die wir nun vernehmen sollten. Dann hub er an:

„Ja, das ist nun lange her. Mehr als 200 Jahre. Damals gab es noch eine Grenze von Broos bis Draas, südlich derer nur wir Sachsen Haus und Grund besitzen konnten. Kein Székler, kein Rumäne, nicht einmal die ungarischen Adelsfamilien hatten hier Rechte. Wir waren noch ein freies Volk auf freiem Boden. Unsere Vorfahren hatten ihn urbar gemacht und gegen viele wilde Völker verteidigt. Dieses Land, fast bis an die südlichen Karpaten, hieß der Sachsenboden. Oder auch Königsboden, weil ein König uns diese Rechte gegeben hatte. Diese Grenze lief damals dicht an Halvelagen vorbei. Nur der Tartar und der Türke kümmerten sich nicht darum, wenn sie mordend und brennend durch unser fruchtbares und schönes Land zogen. Sie nahmen mit, was sie nur greifen konnten an Geld und Schätzen. Kinder und Frauen wurden in Gefangenschaft geschleppt; aber auch Erwachsene, mit Vorliebe reiche oder adlige Leute, von denen sie sich ein hohes Lösegeld versprachen. So mußte auch Fürst Michael Apafi daran glauben. Es gelang ihm jedoch bald, sich aus der Gefangenschaft zu befreien und nach Siebenbürgen zurückzukehren. Dort hatte er, dicht am Sachsenboden, ein Gut gekauft. In den Wäldern lebte viel Wild, und die Jagd war des Fürsten Leidenschaft. Viel Zeit verbrachte er auf diesem Gut. Daher ließ er es zu einem Kastell ausbauen, in dem nun sein ganzes Gesinde wohnte und während seiner Abwesenheit die unzähligen, rassigen Jagdhunde pflegte. Bald siedelten sich auch andere Leute in der Nähe des Gutes an. Die Siedlung bekam von selbst den ungarischen Namen „Ebesfalva", was zu deutsch soviel heißt wie „Dorf der Jagdhunde". Die Sachsen nannten den Ort klangähnlich „Epeschdorf". Dieser Name ist bis auf den heutigen Tag geblieben, auch als Epeschdorf später den neuen Namen Elisabethstadt erhielt, nach der wohltätigen Frau eines Fürsten Apafi, die Elisabeth hieß.

Zur selben Zeit, als Fürst Michael Apafi aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, lebte in Halvelagen, im selben Haus, in dem ihr Jungen euch jetzt befindet, ein sächsischer Bauer: Hans W ö p r i c h. Ein tüchtiger und fleißiger Mann. Damals war es noch Brauch, daß der älteste Sohn ungeteilt und unzerstückelt Hof und Grund von seinem Vater erbte. Die jüngeren Brüder mußten zusehen, wie sie aus eigener Kraft sich einen neuen Hof erwarben. Da konnten sie nun beweisen, wer tüchtig war und zu etwas taugte. Der Faule, der sich vor jeder Arbeit drückte, verkam bald und ging unter. Nur der Starke konnte sich durchsetzen. Auch Hans Wöprich hat sich selber den Hof erarbeitet. Seine Frau mußte tüchtig mithelfen, und doch hatte sie noch Zeit, ihrem Mann sieben Kinder zu schenken. Als unsere Geschichte aber spielte, da waren es erst drei. Aber schon damals hatte der Urahn Kühe und Kälber im Stall. Sein größter Stolz waren die Pferde. Schöne, junge Tiere, die er gerade gekauft hatte. Sie halfen ihm herrlich beim Ackern oder wenn es hieß, Holz aus dem Gemeindewald heranholen. Das Geschirr glänzte nur so, wenn er die Pferde vor den Wagen spannte, um auf den Jahrmarkt nach Schäßburg oder Mediasch zu fahren. Jedenfalls, er war ein tüchtiger Bauer. Und weil er außerdem gut war zu jedermann und jederzeit hilfsbereit, wurde er im ganzen Dorf geliebt und geachtet. — Auch jenseits der Gemarkung, wo schon die Ungarn wohnten, war er bekannt. Die Ungarn wußten, daß sie mit dem Sachsen guten Handel abschließen konnten, wollten sie eine Kuh, ein Kalb oder Getreide kaufen. Auch im Apafikastell war er gerne gesehen. Denn Wöprich hatte einen gar guten Wein. Mit der Zeit hatte er die ungarische Sprache gelernt und konnte sich mit den Ungarn nun auch in ihrer Muttersprache unterhalten. — Was soll ich euch noch lange erzählen? Es gab ja noch andere tüchtige und brave Menschen in dieser wirren Zeit, wo sich Fürsten und Adlige in den Haaren lagen und Verrat und Hinterlist sehr häufig regierten.

Der Fürst Apafi mochte wohl auch seine Neider und Feinde gehabt haben. Denn eines Abends kamen zwei ungarische Reiter des Weges daher. Sie hatten sicherlich einen weiten Weg hinter sich, denn sie sahen verstaubt und angegriffen aus. Auch die Pferde



Die Kornkammern in dem Wehrumgang der Kirchenburg von Tartlan

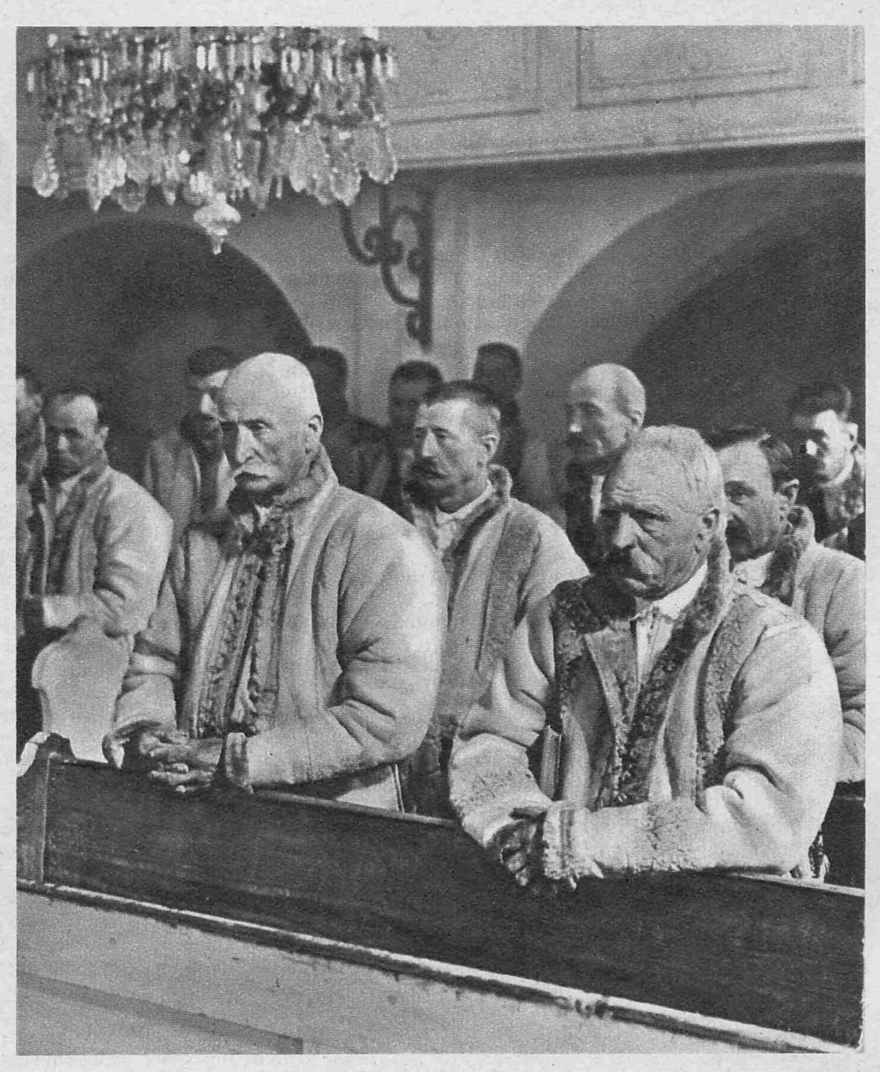
waren arg herangenommen, fast zuschanden geritten. Da unser Haus am Ende des Dorfes in der Richtung Epeschdorf lag, stiegen die Reiter ab, banden ihre Pferde an die Torpfosten und traten in den Hof. Sie meinten zu Hans Wöprich, sie hätten das hell lodernde Feuer schon von der Straße aus gesehen und möchten um eine Kohle für ihre Pfeife bitten. Der Bauer wollte gerne ihrem Wunsche nachkommen, und da er auch sehr gastfreundlich war, bat er die beiden Gäste, auf der Ofenbank Platz zu nehmen und etwas auszuschnaufen. Er wollte sich auch mit ihnen unterhalten, was so in der Welt geschehen sei. Die zwei Reiter sahen sich zuerst recht merkwürdig an und fragten dann den Hauswirt, ob er denn ungarisch verstünde. Dem Wöprich aber schien es, als sei hier etwas nicht ganz in Ordnung und hielt es für ratsam, die Frage vorsichtigerweise zu verneinen. Da nickten sich die zwei Gesellen zu und setzten sich auf die angebotenen Plätze.

Um nun keinen weiteren Verdacht zu erregen, dennoch aber zu hören, was die zwei vor ihm verschweigen wollten, machte er sich unauffällig am Herd zu schaffen. Wie recht er mit seinem Mißtrauen hatte, sollte sich auch sofort bestätigen. Die Reiter unterhielten sich leise über die Möglichkeiten, unbehindert in das Kastell Apafis hineinzugelangen, um dann den Fürsten zu ermorden. Er, der jedes Wort verstand, war anfangs starr vor Entsetzen. Dann aber faßte er einen raschen Entschluß. Er entschuldigte sich, er müsse noch einmal in den Stall, nach dem Vieh zu schauen. Er werde gleich wieder da sein. Seine Frau aber hieß er, den Gästen etwas Wein anzubieten. Ohne erst den Sattel aufzuschnallen, bestieg er sodann seinen Braunen und jagte nach dem zwei Kilometer weiten Epeschdorf. Im Apafischen Kastell staunte man über den späten Besuch. Noch höher stieg die Verwunderung, als Wöprich eindringlich verlangte, vor den Fürsten geführt zu werden. Es mag wohl Wöprichs energisches und doch etwas erregtes Auftreten gewesen sein, das das Gesinde veranlaßte, den Fürsten im Kreise seiner zahlreichen Jagdgäste zu stören. Dann erzählte Hans Wöprich Wort für Wort, was er an seinem Herdfeuer vernommen. Um durch lange Abwesenheit keinen Verdacht zu wecken, sprengte er nach seiner Meldung in gestrecktem Galopp sofort wieder nach Halvelagen zurück. Als sei nichts geschehen, trat er in die Stube. Mit einem Blick stellte er fest, daß er gerade noch rechtzeitig angekommen war. Die Gäste wollten sich verabschieden, wie sie angaben, um ihren weiten Weg fortzusetzen.

Kurze Zeit später hielten sie aber vor dem fürstlichen Jagdschloß in Epeschdorf. Im Wachthaus gaben sie an, eine weite Reise hinter sich zu haben, die sie am nächsten Tag fortsetzen wollten. Sie baten freundlichst um ein Nachtquartier für ihre müden Körper. Um nicht weiter zu stören, wären sie auch mit dem Heuboden zufrieden. Wie verabredet, ließ die Schildwache die beiden Verräter durchs Tor. Sobald sie aber die Schwelle überschritten hatten, wurden sie von Apafis Knechten überfallen, gefesselt und in den roten Turm geworfen.

Zum Dank aber, daß Hans Wöprich Michael Apafi vor der ruchlosen Tat bewahrt hatte, wurde er am nächsten Tag an die fürstliche Tafel zu einem Festessen zugezogen und mit Lob und Danksagungen überschüttet. Der Fürst versprach ihm sogar die Erhebung in den Adelsstand.

Der Urahn ließ sich durch solche Verheißungen nicht aus der Ruhe bringen. Was sollte er denn schon anfangen mit einem Adelstitel. Auf dem Sachsenboden galt er sowieso nichts. Da gab es seit alters her keinen bevorrechteten Stand. Seine Stellung mußte sich jeder selber erwerben und erarbeiten. — Es war aber auch gut, daß Wöprich keine Anzeichen besonderer Freude merken ließ. Bald mußte er nämlich feststellen, daß die hohen Herren mit dem schlichten Bauersmann bloß Kurzweil haben und ihre Scherze treiben wollten. Nach dem Festschmaus bliesen die Hörner zu einer großen Jagd. Hans Wöprich wurde eingeladen, daran teilzunehmen. Als Jagdgewehr gaben sie ihm einen großen Säbel. Der Bauer merkte, wohin der Hase lief und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Auch nicht durch das spöttische Lächeln der fürstlichen Gäste. Es ist zwar — solange die Welt besteht — noch niemand mit einem Säbel auf Hasen ausgeritten. Aber er würde schon Gelegenheit haben, es den hohen Herren zu zeigen. Guten Mutes bestieg er seinen Braunen und ritt mit hinaus. — Wie er so nachsann, sprang in seiner unmittelbaren Nähe plötzlich ein Hase auf. Hans Wöprich sofort hinter ihm her. Im Sprunge hieb er dem Hasen mit einem Streich den Kopf vom Rumpfe, daß der in weitem Bogen durch die Luft flog. Und so geschickt lenkte er seinen Braunen, daß er den Hasen noch mit der Säbelspitze in der Luft aufspießen konnte.



Aufnahmen: Hans Retzlaff — Siebenbürgische Bauern beim Gottesdienst

Die hohen Herren hatten angehalten, weil sie sich ein köstliches Schauspiel versprachen. Als sie soviel Geschicklichkeit sahen, erstarb der Spott im Munde der Höflinge. Auch der Fürst sah ein, daß er sein Unrecht wieder gutmachen mußte. Vor allen Umstehenden lobte er ihn ob seiner Ehrlichkeit und Männlichkeit, die er gestern, und ob seiner Reitkunst und Geschicklichkeit, die er heute bewiesen hatte. Von nun an solle er einer ihresgleichen sein und in aller Zukunft den Namen Wöprich von Hasensprung tragen. Unser Urahn dankte mit einem Lächeln, aus dem die Herren nicht ganz klug wurden, preßte seinem Braunen die Stiefelabsätze in die Weichen und ritt heim.

Als wenige Tage später die Boten des Fürsten den Adelsbrief überbrachten, ließ er dem Fürsten seinen Dank übermitteln, steckte den Brief in die Tischlade und ging hinaus, um seine Arbeit — als sei nichts geschehen — fortzusetzen."

Im Zimmer war es inzwischen dunkel geworden. Im Ofen knisterten die Buchenscheite und warfen rötlich-gelbe Lichtstreifen durch die Ritzen der Ofentür, die als feurige, zuckende Zungen an den Wänden herumtanzten. Mutter Wöprich kam mit der Petroleumlampe herein und setzte sie auf den Tisch.

Wir waren in die Gegenwart zurückgekehrt. Jetzt mußten wir aber rasch nach Hause. Wir wollten gerne wiederkommen, da „Großvater" Wöprich versprochen hatte, uns noch weitere Sagen und Märchen aus unserer siebenbürgischen Heimat zu erzählen.

„Merkt euch eines noch, ihr Buben", hatte er uns zum Abschied gesagt, „es kommt niemals auf den Titel an, den man trägt. Höher als der Adel des Namens steht der Adel der Haltung und Gesinnung."

Ich glaube, wir hatten damals die tiefe Weisheit dieser Worte nicht so recht verstanden. Aber gefühlt haben wir sie sicherlich alle.

Dr. von Leers:

Familie Rothschild lastet auf Europa

Nur wenig Sonnenstrahlen fielen in die alte Judengasse von Frankfurt am Main, wo schmale, engbrüstige Häuser sich gegenüberstehen. Die hier wohnten, waren Frankfurts Fluch und Unglück. Es lag damals um das Jahr 1755 schon anderthalb Jahrhunderte zurück. Aber die Erinnerung raunte noch immer davon, wie einst die Bürger von Frankfurt, Gesellen, Meister, die vielen, die am Wucher litten, diese verhaßte Gasse gestürmt hatten. Die Judenmütter erzählten ihren Kindern davon, wie damals hier geschossen wurde. Und ihre Augen leuchteten, wenn sie die Geschichte weiter erzählten, wie dann der Kaiser von den Juden Geld bekommen hatte, „ä graussе Summe, ä grausamme Summe", und wie des Kaiser Matthias' Majestät dann seine Soldaten gesandt und die Juden in Prunk und Prangen wieder in das Judenviertel eingeführt wurden. Draußen aber habe man den vier Zunftmeistern, die den Aufruhr angezettelt, durch den Henker die Köpfe herunterschlagen lassen, und am Eschenheimer Tor könne man noch jetzt den einen Schädel stecken sehen. Und der Vater sah dann den jüdischen Knaben bedeutungsvoll an: „Wie hat der Rabbi gesagt? Den Besten der Gojim (Nichtjuden) sollst du töten!"

In dieser Gasse wuchs der junge Meyer Amschel im Hause „zur Hinterpfann" der alten Judengasse auf, der Sohn des Handelsmannes Naphtali Hirz zum roten Schild. Seit er denken konnte, war das Leben einen geregelten Gang gegangen. Der „Tate" (Vater) war des Morgens ausgegangen, „ze händlen", die Mämme (Mutter) hatte in dem schmierigen, alten Hause sich beschäftigt. Nur am Schabbes (Sabbat), wenn der Vater das Kiddusch (den Segensspruch) sagte und im Namen des Gottes, dessen Namen man nicht aussprechen durfte, die Familie segnete oder, wie sie sagten, „benschte", wenn die Lichter auf dem siebenarmigen Leuchter brannten, dann war etwas wie ein Feiertag in diese Gasse eingezogen. „Du sollst sein ein Fremdling in dem Land, in das der Herr dich führen wird, es einzunehmen." Das Wort hatte der Vater dem Knaben tief eingeprägt. Sein erstes Gefühl war die Fremdheit, der Unterschied, der Gegensatz zu den Menschen, die dort draußen jenseits der Gasse lebten und von denen die Gasse doch lebte. Der kleine Meyer Amschel haßte dieses fremde Volk. Er haßte es eigentlich, ehe er es kannte. Der Haß der Ahnen und Urahnen war in seinem Blut lebendig; was der Vater ihn lehrte, was der alte Synagogenschammes (Synagogendiener) ihm aus dem Buch, in dem der Herr der Rache zu seinem Volke spricht, erzählte, das bestätigte ihm nur noch, was ihm sein Blut schon sagte. Mit zehn Jahren stand er auf dem Markt, die beiden Taschen voll schmieriger, kleiner Münzen. Hier, wo in Frankfurt die Fuhrleute des alten Deutschen Reiches zusammenkamen, wo preußische Taler, österreichische Gulden, niederländische Florin, bayerische Schillinge, hessische Kreuzer rollten, war leicht einmal ein Bedürfnis nach Wechselgeld. Mit glänzenden Augen stand der Junge da und wartete, bis zwei Fuhrleute, bis Käufer und Verkäufer einander nicht auf das große Geld herausgeben konnten. Dann bot er seine kleine Münze an und wechselte. Mit flinken, kleinen, schmutzigen Fingern suchte er, noch rasch neben dem zugesagten Wechselgewinn, einen kleinen Vorteil zu erlangen. Er rechnete mit Windesschnelle, daß die bärtigen Fuhrleute gar nicht mitkamen: „Gimmel mal doleth is waw" (dreimal vier ist zwölf); immer setzte er die hebräischen Zahlen ein, um den anderen im Rechnen voraus zu sein. Eng preßte er die erste, listig ergatterte Münze an sich. Hatte nicht sein Gott ihm geboten, die Gojim zu übervorteilen?

Mit zwölf Jahren kannte er kein schöneres Spiel, als bei seinen Münzen zu sitzen. Geld war ihm Glück; mit zauberischer Gewalt hielt ihn das Geld fest. Er kannte bald alle Münzen, die umliefen, die alten und die neuen. Und wo eine schöne, alte Münze abgelehnt wurde, weil sie nicht mehr im Kurs sei, da suchte der kleine Meyer Amschel sie zu erwischen.

Jud Rothschild geht aus Frankfurt

Als er sein Barmizwohfest (entspricht bei den Juden der christlichen Konfirmation) hinter sich hatte, als vollgültiges Mitglied der jüdischen Gemeinde aufgenommen war, verließ er zum ersten Male Frankfurt. Er sah nicht die lachende Landschaft des Maingaues, ihn kümmerte nicht das helle Lied der arbeitenden Menschen auf dem Felde. Er hatte nie gearbeitet. Das Geld hatte seine Seele gefangen. So ging er auf der alten Fuhrmannsstraße nach Fürth. In der grauen „Schul" an der alten Synagoge zu Fürth lernte er. Da saßen die jungen Juden und redeten durcheinander, lernten die uralten Lehren des Talmud (des jüdischen Gesetzes), wie Gott allein die Juden auserwählt habe, wie er den Gojim nur darum Menschengestalt gegeben, damit die Juden sich nicht von Tieren bedienen lassen müßten. Immer wieder prägte der schwarzbärtige Rabbiner ihm ein, daß der Nichtjude, der Goi, kein Mensch ist; der Herr hat nichts mit ihm zu tun, er hat ihm jeden Juden preisgegeben. So wenig wie der Fuchs im Walde oder der Vogel auf dem Dach hat der Goi nach jüdischem Recht Eigentum an den Dingen, die er seine Habe nennt. Jeder Jude kann sie ihm wegnehmen, wo immer es geht. Aber leider sind die Gojim viel und stark, wollte man ihnen offen ihre Sachen wegnehmen, so würde der „Meilech ha Gojim" (der König der Nichtjuden) seine „Balmechome" (Soldaten) senden gegen die armen Juden. Darum muß man es fein listig machen, dem Gojim ihre Habe wegzunehmen, damit die Juden davon leben können in Herrlichkeit, die ihnen verheißen ist, schon als Josef seine Brüder nach Ägypten holte, daß sie „das Fett des Landes essen" sollten. Man muß die Gojim hereinlegen, überlisten, mit ihren schwerfälligen Köpfen; mit ihrer schweren Arbeit wissen sie nicht Bescheid mit dem Geld. Mit dem Geld muß man sie fangen...

Der kleine Meyer Amschel nahm das alles in sich auf wie die anderen Judenknaben, die vorher auf diesen Bänken saßen. Und in ihm brannte der Ehrgeiz. Er wollte mehr werden als der Vater, als der Wolf Schnapper aus dem Hause gegenüber, als der Itzig Veitel und der Mausche Tulpenblüt, und wie sie alle hießen, die in der engen Gasse zu Frankfurt zusammen hausten.

Meyer Amschel Rothschild schnitt sich die Haare nach der Art der Gojim, von seinen ersten Wechselgewinnen kaufte er sich einen schönen Anzug, Kniehosen, einen hellblauen Frack und schwarze, glänzende Halbschuhe. So kam er nach Hannover. Beim alten Schmul Oppenheim lernte er. Man konnte lernen von dem Alten! Oppenheim besorgte für den Kurfürsten von Hannover manch wichtiges Geldgeschäft, brachte wertvollen Wein, herrliche Seide an den kurfürstlichen Hof und verkaufte sie gegen teures Geld. Wen kümmerte es, daß er manchmal tagelang wegfuhr? Dann kam er in der Dunkelheit wieder. Der ganze Wagen war vollgepackt mit Waren, oft mit Silber und Gold. Fragte man ihn, so sagte er nur in seinem jiddischen Deutsch: „Ich bin mit de Gole (Kutscher) auf die „Medine" (Dörfer) gefahren, ich bin über Geschäfte medabber gewesen." (Habe über Geschäfte gesprochen.) Wen ging es auch an, daß er Ware von Dieben aufkaufte? Dem jungen Meyer Amschel Rothschild aber halfen die Verbindungen des Alten bei Hof.

Das erste Geschäft

Eines Tages hatte er heraus, daß am Hofe ein alter General war, der Münzen sammelte. Mit unendlich viel Verbeugungen und Dienern ging Meyer Amschel zu dem alten Herrn, als der Kammerdiener gerade weggegangen war, der ihn sonst hinausgeworfen hätte. Meyer Amschel brachte seine schönsten Münzen mit und bot sie dem General an. Wie Sammler nun einmal sind, es waren wirklich einige schöne Münzen dabei, und der General kaufte. Nun war Meyer Amschel im Geschäft. Mit unablässigem Eifer trieb er neue Münzen auf, kam immer wieder. Er verdiente nicht nur hübsches Geld dabei, sondern der alte General knurrte nun seinen Freunden vor: „Kann sonst die Juden auf den Tod nicht leiden, aber da ist so ein kleiner Frankfurter Jude, alle Achtung, wirklich famoser Kerl! Bringt mir immer neue Münzen für meine Sammlung. Kann ihn jedem Sammler empfehlen." Und so kam Meyer Amschel Rothschild an den reichen Sohn des noch reicheren Landgrafen von Hessen.

Das war der reichste Mann in ganz Süddeutschland. Als sein Vater starb, wurde er der große Geldgeber der deutschen Fürsten. Man fragte nicht viel, woher er das Geld hatte. Es war Sündengeld, Blutgeld. Der alte Landgraf hatte aus seinem Land die armen Bauernjungen in Massen ausgehoben und an die Engländer als Soldaten verkauft. Viele Tausende waren nicht wiedergekommen, aber der fürstliche Sklavenhändler war sehr reich geworden dabei. An diesen Erbprinzen machte sich Meyer Amschel heran. Er war bereit, Opfer zu bringen. Noch als alter Mann

erzählte er, daß er niemals Verlustgeschäfte gemacht habe, außer dem einzigen, als er dem geldgierigen Prinzen wertvolle Münzen unter ihrem Preis anbot, bloß um in das Geschäft zu kommen. Aber er wurde auf diese Weise „Fürstlich Hessen-Hanauischer Hoffaktor". Hier und da gab ihm der Erbprinz eine kleine Forderung zum Einziehen, eine kleine Summe, die er im Auftrage des Erbprinzen ausleihen sollte.

Der Aufstieg

Das alles war noch lange kein großer Gewinn. Es wurde erst besser, als Meyer Amschel den Geldverwalter des Prinzen, der schließlich seinem Vater auf dem Thrönchen des Landes folgte, ins Geschäft zog und ihn heimlich an seinen Gewinnen beteiligte. Nun schanzte dieser dem Meyer Amschel Geld zu, sorgte dafür, daß er gewinnreiche Aufträge vom Kurfürsten bekam. Da begann Meyer Amschels Stern zu strahlen. Dem Juden geht es immer gut, wenn die Ordnung in die Brüche geht. 1792 brach ein Krieg zwischen Frankreich und dem alten Deutschen Reich aus. Die französischen Revolutionstruppen setzten dem müden, mürben, alten Reich zu, wo sie konnten. Zum ersten Male erschienen französische Truppen in Frankfurt, wurden vertrieben, kamen wieder, wurden aufs neue vertrieben. Da ließ sich an Kriegslieferungen unter der Hand verdienen, da verarmten Menschen und mußten ihre Habe unter Wert verkaufen, da blühte des Juden Weizen!

Meyer Amschel Rothschild hatte alle Hände voll zu tun. Er verdiente soviel Geld, daß um 1800 man sein Vermögen schon auf eine Million Gulden schätzte. Er war verheiratet und hatte fünf Söhne. Den einen von ihnen, den gerissensten, Nathan, schickte er nach London, zwei andere, Amschel und Salomon, arbeiteten in seinem Geschäft.

*

Es ist eine dunkel stürmische Nacht, über die Dächer des alten Frankfurt huschen die schwarzen Sturmwolken. Im engen Hofe seines Hauses verstaut Meyer Amschel wichtige Kisten; die Söhne helfen. Der Alte flüstert leise: „Bis schtikum! (Seid stille!) Der Kurfürst hat seine wichtigsten Papiere in diesen Kisten. Finden die Franzosen die nicht, werden wir reich wie Salomon, werden sie sie finden, geh'n mer machulle (kaputt)."

Vorsichtig verstecken die Juden die wertvollen Kisten. Man hat nachher in Frankfurt erzählt, von Laden zu Laden, von Haus zu Haus, daß der Kurfürst von Hessen, als ihn Kaiser Napoleon vertrieb, all sein Geld Rothschild hinterlassen hätte, und Rothschild habe damit sein großes Vermögen erworben. Das ist gar nicht wahr. Nicht das Geld, sondern etwas viel Wichtigeres, fast alle seine Geschäftspapiere hatte der Kurfürst auf seiner Flucht bei Rothschild untergestellt. Unmerklich schaltete sich der alte Jude in alle Verbindungen seines fürstlichen Gönners ein. — Fünf Jahre später... An der Küste der Nordsee und Ostsee standen überall französische Soldaten auf Wache. Keine englische Ware sollte dort eingeführt werden dürfen, wo Kaiser Napoleon gebot. Und doch sickerte sie überall ein. Der Meyer Amschel hatte nicht umsonst beim alten Oppenheim gelernt, wie man unter der Hand arbeitet. Und wozu saß sein Sohn drüben in London? Der Vater und die vier Brüder im Bereich des Kaiser Napoleon, der fünfte Bruder drüben im feindlichen England. So ließ sich gut zusammenspielen, wenn man von Jugend an gelernt hatte, die Gojim hereinzulegen und zur rechten Zeit dem rechten Mann das rechte Schmiergeld zu geben.

Wenn der alte Meyer Amschel ganz unter sich war, hinter herabgelassenen Vorhängen die Schuldscheine, Wechsel und Anweisungen zählte, dann flüsterte er wohl selig: „Was man auch sagt von ä Jüd, ä Chammer (Dummkopf) ist er nicht. Aber was der Nathan is, mai Sohn, das wird e Weiser in Israel. Der ganze englische Staat hängt an seinem kleinen Finger. Nicht Kriegführen kann der Lord Wellington gegen den Kaiser Napoleon mit all seinen „Balmechome", wenn der Nathan nicht schickt das Geld..."

Und dann trippelte der Alte wohl auf und ab vor Vergnügen: „Se brauchen uns, se können nicht auskommen ohne uns, wenn wir nicht geben das Geld, müssen se gehn kapores (zugrunde)."



Weltfeind Nr. 1

Und der Jude verdient

In düsterer Glut leuchtet der brennende Pachthof vor der englischen Front bei Waterloo. In ihren schwarzen Uniformen, hinter Stein und Buschwerk festgekrallt, liegen die Braunschweiger Jäger, die schottischen Soldaten, verteidigen jeden Fußbreit Erde. Noch immer rollt von drüben Welle auf Welle des französischen Sturmangriffs an. Kaiser Napoleon kämpft um den Sieg. Er weiß ganz genau, daß in diesen nächsten Stunden die Engländer geschlagen sein müssen oder Blüchers Armee ist da, fällt den Franzosen in den Rücken — und alles ist aus für ihn. Schon beginnen unter den wuchtigen französischen Angriffen die ersten englischen Abteilungen sich aufzulösen, flüchtige Reiter preschen vorbei an dem Hügel, wo Lord Wellington mit steinernem Gesicht hält. Der Lord trägt Zivil, seinen eigenen roten Reitfrack. Ein englischer Lord trägt keines anderen Menschen Kleid, auch nicht „des Königs Kleid", denn er fühlt sich als des Königs Gleicher. Seine goldbetreßten Generäle in den roten und hellblauen Röcken beißen sich auf die Schnurrbärte. Der eine weist mit erschreckter Bewegung nach vorn: „Euer Lordschaft — sie kommen!" Dort drüben brandet es heran. Schwere nordfranzösische Hengste tragen Napoleons gefürchtete Kürassiere, denen der Roßhaarbusch vom Helm weht; die Lanze eingelegt, die Fähnchen flatternd, jagen die polnischen Ulanen des Kaisers heran, jeder einzelne dieser armen, treuen Kerle hat sich durchgeschlagen und durchgebettelt, um noch einmal unter Napoleon zu fechten, die bunten Leibhusaren des Kaisers werfen sich auf die englische Linie. Unbeweglich stärrt Lord Wellington nach vorn, wo langsam die Kompanien unter dem Reiterangriff zerbröckeln. Hinter dem Lord stehen nur noch drei Bataillone englischer Garde. Ist das das Ende?

Wellington sagte leise: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!"

Eine Nachricht aus dieser bösesten Stunde der Schlacht ist nach London durchgekommen. An der Börse steht Nathan Rothschild mit listigem Gesicht. Die englischen Staatsanleihen werden angeboten wie Sauerbier. Wahrscheinlich wird man nach der

Niederlage einen schlechten Frieden machen müssen, wer weiß, ob es noch Zinsen auf den Anleihen gibt. Also, immer weg mit Schaden! Um neun Uhr wurden sie zu 70 Prozent ihres Wertes angeboten, um elf Uhr waren sie schon auf 45 Prozent, als Nathan Rothschild, der in der ganzen Zeit kein Wort gesagt hat, die Börse verläßt, stehen sie auf 30 Prozent...

Da klopft es in der Nacht an sein Haus. Nathan geht die Treppe herab. Der bärtige Kapitän des Schnellseglers tritt in den Schatten der Tür und flüstert: „Ich komme von der belgischen Küste, ich habe die letzte Nachricht von der Schlacht: Napoleon ist geschlagen, gerade als er zu seinem großen Sturm ansetzte, fiel ihm das preußische Heer Blüchers in Rücken und Flanke. Napoleons Heer ist vernichtet, sein Wagen, selbst sein Hut und Degen sind in die Hände der Preußen gefallen."

Nathan drückt dem Seemann einen Umschlag mit Geld in die Hand, und noch in der Nacht gehen die Briefe hinaus, in denen er die zahlreichen Angebote annimmt. Sie haben alle denselben Text: „Ich kaufe die mir von Ihnen angebotene englische Staatsanleihe zum letzten Börsenkurs von 30 Prozent." Niemand kannte noch die Nachricht von der Niederlage Napoleons. Es gab damals ja kein Telegramm, keinen Fernsprecher, keine andere Verbindung als durch Schiffe vom Festland nach England hinüber. Wilde, unklare Gerüchte laufen durch London. Alle Welt glaubt an die Niederlage, alle Welt verkauft die englischen Staatsanleihen. Am Nachmittag ist die Nachricht plötzlich da: „Sieg! Sieg! Großer Sieg! Napoleon völlig geschlagen und auf der Flucht!" Nathan Rothschild aber hat alles, was an englischer Staatsanleihe zu haben war, aufgekauft, und nun steigt sie auf einmal: vierzig Prozent... sechzig Prozent... neunzig Prozent. Während draußen auf dem Schlachtfeld von Waterloo die Krähen die letzte Ehre den Toten antun und die Verwundeten stöhnen, ist Nathan Rothschild der reichste Mann der Welt geworden. Die anderen haben sich geopfert und gekämpft auf beiden Seiten; der Jude — hat verdient.

Der alte Meyer Amschel Rothschild sah diesen Triumph nicht mehr, er war 1812 gestorben. Seine fünf Söhne aber verwirklichten, was er erträumt hatte. Als nach den schweren Kriegen gegen Kaiser Napoleon alle Welt erschöpft war, die Staaten kein Geld hatten und die alten Invaliden mit dem Leierkasten von Ort zu Ort zogen, da wurden die fünf Rothschilds die Herren Europas. Brauchte eine Regierung Geld, bitte, ein Rothschild kam und lieh! Sie forderten hohe Zinsen und große Sicherheiten, sie machten Staat auf Staat von sich abhängig. Sie gaben Vorschüsse, wenn die Steuern bei einer Regierung nicht eingingen, wenn damals Zahlungen des besiegten Frankreich an England oder Österreich nicht rechtzeitig kamen. Sie waren große Kaufleute geworden, traten vornehm auf, und schließlich machte der Kaiser von Österreich sie zu Freiherren. Minister und Staatsmänner speisten an ihrem Tisch und schämten sich nicht, wenn die Rothschilds voller Verachtung für die Nichtjuden für sich selber besondere Speisen, streng nach den jüdischen Vorschriften bereitet, aßen und das Essen verschmähten, das sie ihren Gästen vorsetzten. Ja, mancher Minister schämte sich nicht, rasch unter dem Teller nachzusehen, ob dort nicht ein Briefumschlag mit einer Geldanweisung lag. So kauften die Rothschilds die Regierungen. So kauften sie vor allem den Staatskanzler Metternich in Österreich und seine Berater.

In der nächsten „Hilf-mit!"-Nummer:

Fort mit Rothschild

Es war damals die Zeit, als das deutsche Volk aus seiner Kleinstaaterei sich nach einem einheitlichen, machtvollen Deutschland sehnte. Aber Rothschild war dagegen. Was sollte dann aus seinen Anleihen werden, die er den vielen kleinen Staaten gegeben hatte? Was sollte dann aus seinen reichen Wechselgeschäften werden, wenn plötzlich in allen deutschen Landen nur noch die gleiche Münze galt?

Das Volk wußte wohl, daß Rothschild der deutschen Einheit entgegenarbeitete.

Im März 1848 pfiff ein heller Frühlingswind durch Wien. Zu Tausenden waren die Studenten, die Handwerksgesellen, war das Volk vor die Hofburg gezogen und hatte im Takt gerufen: „Weg mit Metternich! Weg mit Rothschild!"

Das Volk wußte wohl, wer ihm entgegenarbeitete. Und eines Tages, als die Revolution auf der Höhe stand, da besetzte das Volk den gewaltigen Wiener Palast Rothschilds. Und unten am Hafen stand verkleidet der große Wiener Rothschild, der Sohn des großen Meyer Amschel, und mußte fliehen. Aber er gab es nicht auf. Als die Revolution von 1848 niedergeworfen war, da kam er wieder. Die Spinne setzte sich aufs neue in den herrlichen Palast in Wien und sog das arme Volk aus. Wer den alten Herrn sah, glaubte nicht, daß er einer der gefährlichsten Machthaber der Welt war, und doch lastete die Macht seines Geldes schwer auf dem Lande.

Der andere Bruder Rothschilds lebte in Frankfurt.

Er hieß ähnlich wie der Vater Amschel Meyer Rothschild. Einmal saß in Frankfurt am Main am Abend ein junger Diplomat, der Vertreter Preußens, in der alten Reichsstadt beim Bundestage des Deutschen Bundes, in dem die deutschen Staaten mehr schlecht als recht zusammengefaßt waren, an seinem Schreibtisch und schrieb an seine Frau: „Einliegende Blättchen habe ich im Garten des alten Amschel Rothschild für Dich gepflückt, der ganz Schacherjude ist und nichts anderes vorstellen will, dabei ein streng orthodoxer Jude, der bei seinen Diners nichts anrührt und nur Gekauschertes (Fleisch von geschächtetem Vieh) ißt. „Johann, nimm mit dir epps Brot, vor die Rehcher", sagte er zu seinem Diener, als er ging, mir seinen Garten zu zeigen, in dem zahmes Damwild ist. „Herr Beraun (Baron), die Pflanze koscht mich 2000 Gülden, uf Ehre 2000 baare Gülden, ich laß se Ihne for 1000, oder wolle Se (se) habe geschenkt, so soll er se Ihne bringe in Ihr Haus, waiß Kott, ich schätze Se aufrichtig, Herr Beraun, Se sind e scheener Mann, e braver Mann." Dabei ist er ein kleines, magres, eisgraues Männchen, der Älteste seines Stammes."

Lebenslang hatte dieser alte Jude nichts anderes getan, als Anleihen vermittelt und Anleihengeschäfte gemacht. So dachte er nur noch an Geld und Börsenwerten. Als er sich im hohen Alter recht kränklich fühlte, wollte ihn sein Arzt trösten. „Ach, Herr Baron von Rothschild, Sie werden noch leben 100 Jahr!" Der alte Jude aber kniff die Augen zusammen, machte eine mißtrauische Bewegung mit beiden Händen und meinte: „Nebbich (unübersetzbarer Judenausdruck), glauben Se, der liebe Gott wird mich nehmen zu 100, wo er mich kann kriegen zu 81?"

Äußerlich wurden die Rothschilds immer vornehmer. Der eine Rothschild ist heute Lord in England, der Baron Rothschild in Frankreich ist auch ein einflußreicher Mann. In Wirklichkeit blieb das Geschlecht sich gleich. Der Geist des alten, rücksichtslosen Meyer Amschel lebte in ihnen weiter, mochte auch äußerlich man ihnen den Wucherjuden von einst nicht gleich ansehen. Und das Haus blieb sich auch in einem gleich: Es ging immer gegen den Einheitswillen des deutschen Volkes.

*

Wie eine Festung liegt der riesige Besitz der Rothschilds in Wien: Paläste, Gärten, Gebäude und Nebengebäude. Aber vor den Toren steht heute eine Wache SS. Der Wiener Rothschild ist entthront. Die Brüder Rothschild, die hier hausten, haben heute nichts mehr zu sagen.

Warum? Als nach dem Weltkrieg die Not in Österreich grenzenlos war, als das arme Volk hungerte, da hat die Familie Rothschild gerafft. Durch Börsentricks und durch Beeinflussung des Staates zu ihren Gunsten haben sie Gelder des Staates sich angeeignet. Es ist ein langes Kapitel von Schiebungen gewesen. Das Ergebnis aber war noch mehr Armut, noch mehr Not, noch mehr Jammer im Volk — und noch mehr Geld bei den Rothschilds. Nun aber ist der nationalsozialistische Staat gekommen, ein Staat des Volkes und der Arbeit. Und siehe da, jetzt, wo das Volk selber seinen besten Mann an die Spitze gehoben hat, sind die Rothschilds gestürzt, ausgeschaltet, beseitigt! Der Fluch ausgebeuteter Menschen aber geht mit ihnen. Volkes Sieg — Wucherers Ende: Das ist die Gerechtigkeit der Weltgeschichte, wenn sie von Nationalsozialisten gemacht wird.

Fahrt durch Österreich

Lindau am Bodensee war früher eine deutsche Grenzstadt. Wer damals am Kai des Lindauer Hafens einen Bodenseedampfer bestieg, mußte sich mit einem Paß ausrüsten, wollte er nach Bregenz, der Hauptstadt Vorarlbergs, fahren. Wie lange noch, und die Erinnerung an diese Tatsache wird wie ein Märchen klingen!

Nun, heute ist das nicht mehr nötig. Wir können auf dem Verdeck des Dampfers während der kurzen Fahrt den herrlichen Ausblick genießen, der sich nach allen Seiten öffnet. Drüben, jenseits des gewaltigen Gewässers, grüßen die Schweizer Berge herüber, hohe Felszacken, die sich jenseits des Bodensees und des Rheintals erheben. Hinter uns bleiben die fruchtbaren württembergischen Ufer zurück. Der See zeigt sich heute von seiner besten Seite, denn wenn einer der gefürchteten Stürme über das Gebirge herabstürzt, kann es vorkommen, daß einzelne Häfen einfach nicht angefahren werden können, so hoch gehen dann die Wellen.

Bald sind wir in Bregenz, das sich malerisch am Rand des Bodensees ausbreitet. Der eigentliche alte Kern der Stadt liegt auf einem Hügel. Dort findet man noch alte Fachwerkhäuser, dort stehen gewaltige Tore, die einstmals bei Feindesgefahr geschlossen werden konnten.

In Bregenz besteigen wir die Eisenbahn, die durch Vorarlbergs Westen hindurch gen Süden fährt. Dieses Vorarlberg ist ein kleines Ländchen ganz eigentümlicher Prägung. Einmal breiten sich am rechten Rheinufer fruchtbare Fluren aus, die der Strom mit seinem Schutt unterbaut und mit seinem Schlamm gedüngt hat. Wenn die Obstbäume blühen, sind sie in ein weißes und rosiges Meer getaucht. Dann aber beginnt hier das Hochgebirge, das geographisch als Ausläufer der Schweizer Alpen gedeutet werden muß, denen ja auch der Rhein entspringt.

Der Ausblick aus den Fenstern wird immer herrlicher. Wir kommen nach Feldkirch, einem kleinen Städtchen, über dessen Häusern noch heute die wohlerhaltene Schattenburg des Geschlechtes derer von Montfort herabblickt. Diese Burg hat viel gesehen, sie sah, wie sich die französischen Truppen Napoleons am Ardetzenberg und seinen Befestigungen die Zähne ausbissen und wie die tödlich getroffenen Soldaten in die weißblauen Wasser der wilden Ill stürzten. Sie sah aber auch, wie allmählich im 19. Jahrhundert die Industrie das Städtchen eroberte, besonders Spinnereien. Vorarlberg hat verhältnismäßig viel Industrie, die hier im Gebirge natürlich die Wasserkraft auswertet, welche ihre Maschinen treibt.

Nun biegt der Zug nach Osten ein. Er steigt in langer und keuchender Fahrt empor, bis er endlich den berühmten Arlberg, den Freund so vieler hervorragender Sportler, erreicht. Dieser Arlberg ist die Wasserscheide: Die Ill floß noch zum Rhein, jenseits vom Arlberg fließen alle Gewässer zur Donau.

Donnernd werfen die Wände des Arlbergtunnels das Stampfen und Fauchen der Maschine zurück, bis nach vielen Minuten endlich wieder Licht in den Schlund sickert. Nun sind wir in Tirol. Der Ort, in dem der Zug hält, ist das in Schirennen immer wieder genannte St. Anton, und das Wildwasser, das hier zu Tale schäumt, ist die Rosanna, die zum Inn und damit zur Donau will.

Unser Zug folgt dem Lauf der Rosanna, bis sie sich mit der Trisanna vereinigt. Rundum grüßen ungeheure Berge. Diese Berge sind ja die Armut und der Reichtum Tirols in einem. Armut, weil der Bergbauer an den Hängen der Riesen nur mühsam seinen Lebensunterhalt findet, Reichtum, weil die Pracht des Hochgebirges einen Strom erholungsbedürftiger Volksgenossen ins Land lockt. Tirol wird, wie alle Länder Österreichs, ein bevorzugtes Reiseziel für viele Deutsche werden, die aus dem Reich die Brüder im Süden besuchen und sie damit unterstützen werden. Was des einen Erholung ist, ist des anderen Brot.

Bei Landeck ergießt sich die Trisanna in den wilden Inn, der aus der Schweiz einhergeschäumt kommt. Nun folgt der Zug dem Inntal. Die Quertäler, besonders an der rechten Seite der Bahn, sind weltberühmt. Man braucht nur den Namen Ötztal und Zillertal auszusprechen, um in Gedanken die herrlichste Alpenlandschaft erstehen zu lassen. Im Ötztal liegt sogar das höchstgelegene Pfarrdorf Österreichs, Ober-Gurgl, in 1927 m Meereshöhe, umgeben von wilden Berggipfeln und Gletschern.

Wir haben aber leider keine Zeit, den Zug zu verlassen und in einem bequemen Reiseomnibus das Ötztal emporzufahren. Wir denken vielleicht daran, daß an der Südgrenze unseres neuen, großen Reichs ein Riesenberg neben dem anderen emporragt, in ewigen Schnee gepanzert, von Gletscherströmen durchflossen. Weißkugel, Zuckerhütl, Tribulaun, Hochfeiler und wie sie alle heißen mögen, ragen höher als 3000 m empor. Jenseits der Grenze Tirols, in Salzburg, steht gar unser höchster Berg, der Groß-Glockner, dessen letzte Schroffe 3798 m über dem Meeresspiegel ins Himmelsblau sticht.

Der Zug hat sich unterdessen gleichmäßig mit dem Inn gesenkt und nähert sich der Hauptstadt Tirols, Innsbruck.

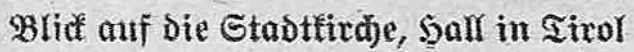
Innsbruck, die viertgrößte Stadt Österreichs, ist wunderschön, denn hier stehen herrliche alte Häuser, die noch ihre alten Namen bewahrt haben, Namen, die sie mit den Geschlechtern teilen, welche sie bewohnen oder bewohnten, wie das Katzung-, Kohlegger-, Helblinghaus. Hier findet sich auch das berühmte



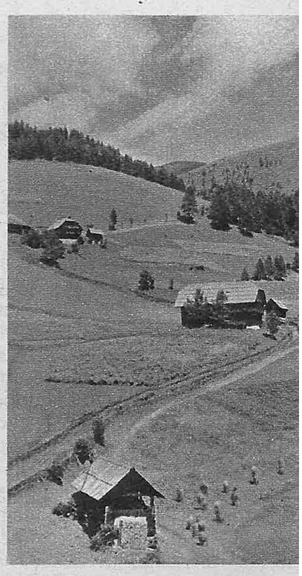
Aufnahme: Willy Pragher

Österreich ist in diesem Sommer das Ziel vieler Fahrten und Wanderungen





Blick auf die Stadtkirche, Hall in Tirol



Bergbauernhöfe in Ober

Haus „zum goldenen Dachl“, das einen Erker besitzt, von dem aus Kaiser Maximilian und sein Hof den Festspielen zusahen, die ihm zu Ehren gegeben wurden. Trotzdem seine Finanzen nicht zum besten bestellt zu sein pflegten, ließ er diesen Erker mit vergoldeten Ziegeln decken. Weltberühmt ist das Grabmal des gleichen Kaisers in der Hofkirche. Es ist ein Meisterwerk deutscher Erzgießerei, an dessen Figurenschmuck die besten Erzgießer in vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit mitwirkten, so Peter Vischer. Wer in Innsbruck Kunstschätze studieren will, findet wahrhaft genug Gelegenheit dazu, während der Alpinist und Schiläufer ebensogut auf seine Kosten kommt. — Unsere Reise geht weiter. Bei Wörgl verlassen wir das Tal des Inn und fahren nun, quer durch das Gebirge nach Osten vorstoßend, durch den wegen seines Viehs berühmten Pinzgau zum Tal der Salzach hinüber, die das Land Salzburg durchströmt.

Salzburg ist ein ebenso herrliches Bergland wie Tirol. Leider geht aber unsere Reise nicht mehr allzulange durch Berge. Wir wollen ja die Stadt Salzburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Landes, besuchen. Was von Innsbruck gilt, gilt auch von Salzburg: Es ist eine wunderbare, alte Stadt. Sie wurde, als Burgen noch die Sitze geballter Macht waren, beherrscht von der Feste Hohensalzburg, dem Sitz der Erzbischöfe von Salz-

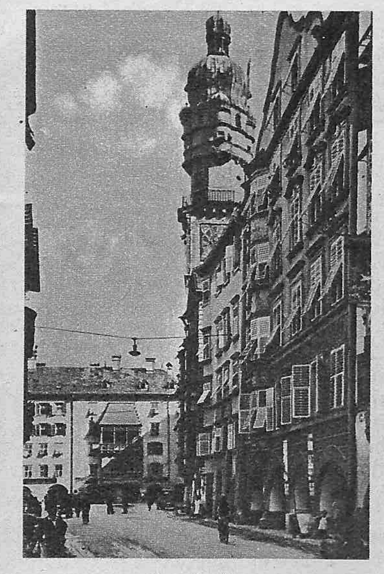




…berkärnten



Das Landhaus in Klagenfurt



Innsbruck

burg. Die gewaltige Festung gibt dem ganzen Stadtbild sein Gepräge. — Fahren wir von Salzburg nach Linz, zur Hauptstadt Oberösterreichs, so ändert sich das Landschaftsbild. Die Berge verschwinden allmählich am Horizont, das Land wird flacher und fruchtbarer. Österreich ist ein armes Land, zuviel Anteile seines Bodens sind mit Hochgebirge bedeckt. In Niederösterreich und in Oberösterreich aber liegen wunderbar reiche und fruchtbare Fluren. Hier wächst das Getreide in herrlicher Üppigkeit, hier reckt in den Auen der Flüsse der Auwald von beinahe südlichem Gepräge seine Kronen empor, hier gedeiht in besonders begünstigten Lagen auch Wein.

Mitten in den fruchtbaren Fluren liegen wie Burgen des Ackerbaus die mächtigen Vierkanthöfe der österreichischen Bauern. In solch einem Geviert aus vier Gebäuden ist ein Hofplatz eingeschlossen, zu dem man oft durch eine Toreinfahrt in einem der Gebäude hindurch gelangt. Das fruchtbare Land gehört seit Jahrhunderten zu solchen Höfen, in deren Ställen schönes Vieh an den Raufen frißt. Freilich hat der fruchtbare Boden Österreichs niemals genügt, um vor allem Wien zu erhalten, seit das Versailler Diktat das ehemals große Land so furchtbar und widersinnig beschnitt.

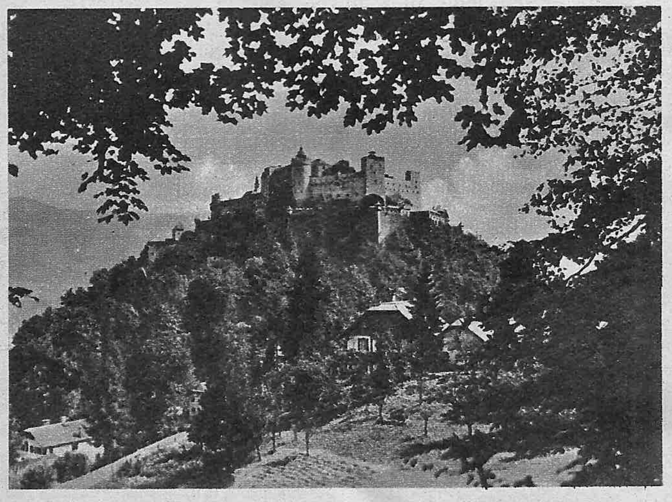
Um die Fahrt zu verschönern, verlassen wir in Linz den Zug und besteigen einen Donaudampfer, der uns in die Hauptstadt Österreichs, nach Wien, bringen soll. Diese Dampferfahrt wird zu einem unvergeßlichen Erlebnis, denn gerade diese Strecke gehört zu den schönsten Flußlandschaften Europas. An den Ufern der Donau zogen einst die Nibelungen, wenigstens in der Sage, nach Ungarn zu Attila. Und so verbinden sich die neuen Namen mit diesen uralten Erinnerungen an die alte Heldenmär.

Das heutige Pöchlarn ist ja nichts anderes als das Bechelaren des Nibelungenliedes, wo der edle Rüdiger hauste, der die Nibelungen auf ihrem Weg in den Tod und in die Unsterblichkeit gastfrei aufnahm. Hier in Pöchlarn verlobte sich der junge Giselher mit Rüdigers Tochter, hier, in einer wunderbaren Hügellandschaft, wo die Reben an den Abhängen reifen und überall Burgen, die damals noch nicht gebrochen und in Trümmer gefallen waren, herabgrüßen, lächelte der letzte freundliche Sonnenstrahl über dem Zug des verlorenen Haufens.

Die Donau hat sich in einem wilden Durchbruchstal durch die letzten Abdachungen der südböhmischen Gebirge gefressen. Ort an Ort, Burg an Burg ziehen vorüber, Namen werden laut, die Geschichte bedeuten. So saß auf Dürnstein Richard Löwenherz gefangen, als er vom Kreuzzug zurückkehrte. Die

Kinder des Vorarlberger Landes

Aufnahmen:





Salzburg — Feste Hohensalzburg



Blick

Wien, die Hauptstadt des Landes Österreich

…: Hans Retzlaff (5), Scherl (2), Helga Glaßner (1)

englische Sage hat den treuen Spielmann Blondel erfunden, der sich zu dem gefangenen König schlich. Die politische Wirklichkeit sah freilich viel nüchterner aus.

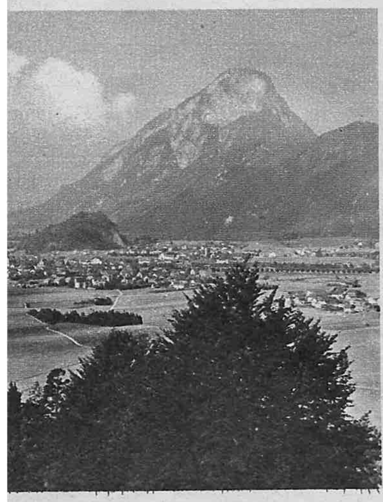
Bei M e l k, wo ein gewaltiges Kloster auf den Strom herabblickt, verläßt die Donau ihr Durchbruchstal und strömt nun breit und ruhig in die weite Ebene des Tullner Feldes hinein. Noch einmal drängen sich Hügel an sie heran, der Wiener Wald, beliebtes Ausflugsziel der erholungsbedürftigen Wiener, blickt auf den Strom herab, dann, endlich, sind wir in Wien.

Wien ist unzertrennlich mit der Geschichte nicht nur Österreichs, sondern mit der ganz Großdeutschlands, ja, der gesamten abendländischen Kultur verknüpft.

Es ist durchaus nicht die Stadt der Lieder und der leichten Lebensführung, zu der es jüdische „Kulturträger" und Operettenschmieranten machen wollten, sondern ein Eckpfeiler deutscher Kultur. Die herrlichen Bauten dieser wunderbaren Stadt erinnern durchaus nicht nur an die verwehte Hausmacht der Habsburger, sondern auch tiefernst an Lebensfragen unseres deutschen Gesamtvolkes. Daran möge man immer denken, wenn der Name Wien fällt. Nur wer den Balkan kennt, der heute noch die Stempel der Türkenherrschaft trägt, weiß, welcher Gefahr wir damals entgangen sind, als die Retter Wiens von den Höhen des Kahlenberges her gegen das türkische Lager anrannten und siegten.

Wir haben mit Österreich rein deutsches, uraltes Kulturland zurückerhalten. Ein Land, das seiner Wesensart nach zum Reich gehört und bei ihm bleiben wird für alle Zeiten.

Franz Graf Zedtwitz.



…ick auf Kufstein

Ein Volk stirbt für seine Freiheit

Ein päpstlicher Reiter jagt auf schweißendem Rosse über die lehmsandigen Straßen in Richtung Bremen. Wichtige Botschaft trägt er mit sich. Vom Heiligen Vater in Rom selbst. Er soll sie zum päpstlichen Legaten in Norddeutschland bringen und damit Krieg und Blutvergießen verhindern.

Mit verhängten Zügeln jagt der Reiter. Er muß diesen Streit verhindern, den Vernichtungskampf der Herren zu Bethune, von Oudengarde, von Gavre, von Bevere, von Dixmuiden und wie sie sonst noch alle heißen.

Gegen das freie Volk der Stedinger wollen die Herren marschieren und die freien Bauern vernichten, ausrotten mit Stumpf und Stiel, ihre Höfe dem Erdboden gleichmachen.

Der Heilige Vater in Rom aber ist entschlossen, kein Blutvergießen zuzulassen. Er will den Frieden und glaubt auch so mit den freien Bauern fertigwerden zu können. Er hält seinen Glauben, das Christentum, für stark genug, auch die härtesten Bauernherzen zu bezwingen und für sich zu gewinnen.

Als der Bote jedoch beim Legaten in Bremen eintrifft, ist das Schicksal und der Untergang des freien Bauernvolkes der Stedinger schon entschieden.

In langen Heerbannen marschieren bereits die Söldner der Herren auf das Land der Stedinger zu.

Herzog Heinrich von Brabant ist ihr Führer. Er ist der Leiter dieses „Kreuzzuges gegen die Ketzer und Heiden", ist der Feldherr, der mit eiserner Entschlußkraft den Vernichtungskampf gegen die Stedinger aufnehmen und durchführen will.

Von zwei Seiten, einer Zange gleich, greifen seine Söldner das Heer der freien Bauern an. Während der erste Teil seines Heerbannes die Weser abwärtsgefahren ist und vom Grafen von Holland in den Kampf geführt wird, marschiert er mit seinen Soldaten durch das Vieland.

Die Maisonne sendet ihre wärmenden Strahlen auf die erwachende Landschaft, deren saftiges, tiefes Grün der Wiesen und Felder nichts von Kampf und Fehde ahnt. Über allem liegt die herbe Ruhe der norddeutschen Heimat, und es scheint, als sei die Natur noch einmal für die Stedinger Bauern in vollster Kraft und Blüte entfaltet, ihnen Mut und Kampfwillen zu geben zum letzten blutigen Streit. Vielleicht aber will sie ihnen auch nur zum letzten Male, zum allerletzten Male den heiligen Segen der Erde spüren lassen, für die sie sterben müssen.

Die Hauptmacht des Bauernheeres hat sich unweit von Deichhausen bei Steengraven versammelt. Wenig sind es an der Zahl. Nur siebentausend, darunter Frauen und Kinder. Sie alle aber sind bereit, gegen die zehnfache Übermacht der Söldner anzutreten, sie sind bereit, ihre Heimat, ihr Stedinger Land, bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Weder Panzer noch Helm tragen sie wie ihre Feinde. Nur im schlichten Bauernkittel stehen sie kampfgewillt und halten in ihren derben Fäusten kurze Schwerter und Spieße als einzige Waffen. Aber mutig, ohne jegliche Angst, harren sie des Gegners.

Von einer Wagenburg herab spricht Detmar tom Dik, einer der mutigsten Anführer, zu seinen Bluts- und Artgenossen. Mit heiligem Fanatismus schreit er ihnen zu:

„Männer des Stedinger Landes! Der Feind und Vernichter steht an der Heimat Tor. Er will neue Willkür und neue Untaten über uns bringen. Niemals dürfen wir dies zulassen!

Männer des Stedinger Landes! Haltet das Erbe der Väter in Ehren! Denkt an unseren siegreichen Kampf gegen Pfaffen und Ritter, den wir erst vor wenigen Jahren schlugen.

Bauern, kämpft für eure Freiheit! Lieber in Freiheit sterben als in Schanden verderben."

So wie Detmar tom Dik, so sprechen auch Tamo von Huntorf und Boleke von Bardenfleth, die beiden anderen tapferen Anführer, zu den Bauern, die mutig und stolz, voller innerer Siegesgewißheit, ihrem Rufe folgen.

Nicht einer von ihnen schließt sich aus. Selbst der Wankelmütigste weiß da, was er zu tun hat. Es gibt für alle nur eines: Sieg oder Untergang!

*

Als die Ritter in ihren hellen und blinkenden Rüstungen und Waffen heranrücken, da gellt der Schrei der Bauern: „Lever dot as Slav!" ihnen entgegen, und sie sehen sich einem Gegner gegenüber, der erbittert und zäh auf sie eindringt.

In den Augen der Bauern steht Haß und heiliger Vernichtungswillen, und ihre Schwerter und Spieße reißen große Lücken in die Reihen des Ritterheeres.

Voller Furcht und Grauen weichen die Kreuzzügler langsam, Schritt für Schritt, zurück und lassen viele Opfer auf der Walstatt. Ihr Heerführer sieht es erst mit Schrecken. Dann erkennt er mit geschultem Blick, daß dieser Rückzug die beste strategische Lösung überhaupt ist, daß es eine bessere gar nicht geben kann. Weiter und weiter läßt er seinen Heerbann zurückweichen und lockt die Stedinger Bauern aus ihren Wagenburgen heraus auf die weite Ebene. — Jubelnd verfolgen die Stedinger ihre fliehenden Feinde. Schon glauben sie fest an den Sieg. Da setzt aber auch schon ein Anführer der Feinde, Graf Heinrich von Oldenburg-Wildeshausen, mit seinen Rittern zum Gegenangriff ein. Hart prallen die Kämpfenden aufeinander, und das Getümmel wird stärker und verbissener.

„Die Bauern haben verloren! Die Bauern fliehen!"

Ritter von Bethune schreit diese Worte in das Kampfesgetümmel hinein. Er weiß zwar genau, daß dies keineswegs der Fall ist. Aber mit diesem Rufe spornt er seine Mannen zu neuem Kampfe an und bringt anderseits Unruhe und Zweifel in die Reihen der Bauern. Mit dieser Lüge gewinnen die Truppen des Ritters. Sie werden durch seinen Zuruf mutiger und siegesgewisser. Wie die Teufel gehen sie auf einmal vor.

Den Bauern aber fährt zuerst der Schreck in alle Glieder. Was, sie verlieren? Ein Teil flieht sogar? Das ist doch unmöglich. Ihr Vorgehen stockt ein wenig, und ehe sie richtig erkannt haben, welch Betrug da vor sich gegangen ist, werden sie, noch erschrocken, von den wild angreifenden Rittern über den Haufen geworfen. Ihre Reihen brechen auseinander. Sie müssen sich zur Flucht wenden. Damit ist die

In langen Heerbannen ziehen die Söldner dahin

Schlacht für sie verloren. Verfolgt von den alles niedermetzelnden Reitern, ertrinken sie in ihren eigenen Mooren und Morasten. Keiner von ihnen entkommt. — Der Haupttrupp der Stedinger Bauernmacht ist geschlagen und vernichtet.

*

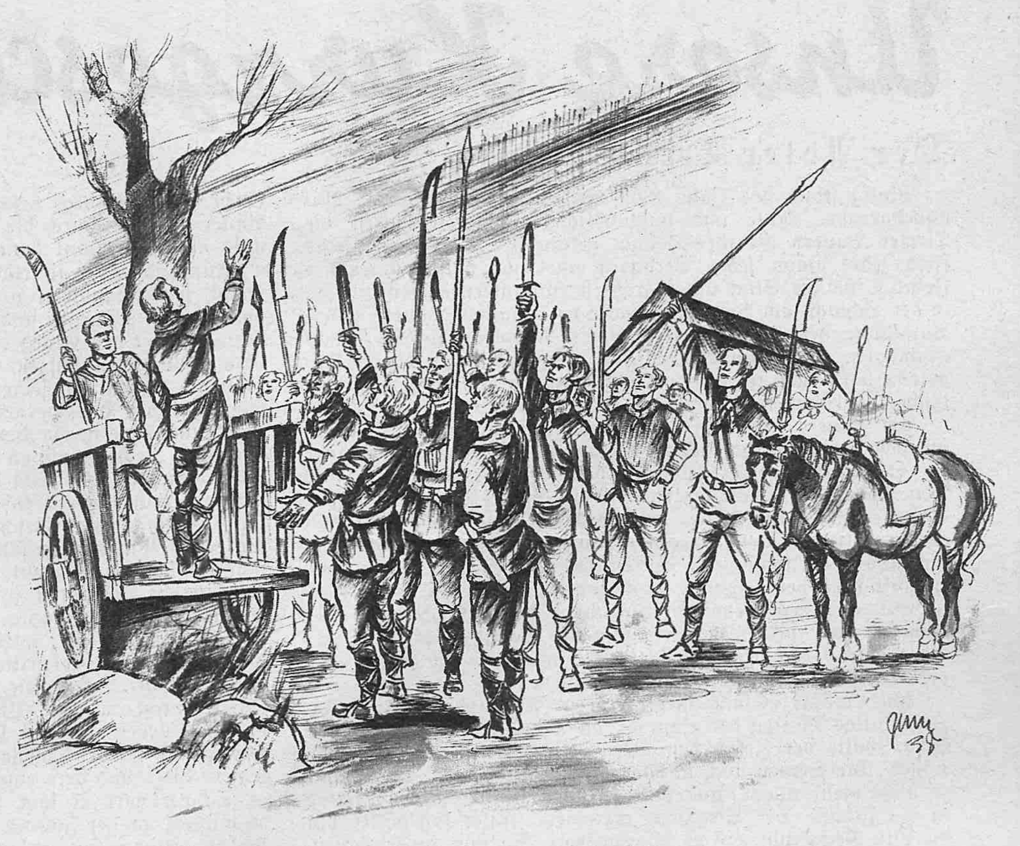
Inzwischen sind bei Altenesch die anderen beiden Heerhaufen aufeinandergeraten. Auch hier sind die Ritter in der Überzahl, und nicht lange dauert es, da haben auch hier die Bauern verloren. Zuviel Feinde stehen ihnen gegenüber, die immer und immer wieder neue, ausgeruhte Kämpfer ins Feld führen können.

Der letzte wütende Angriff der Stedinger bricht an der eisernen Front der bis an die Zähne bewaffneten Ritter zusammen. Hunderte, Tausende müssen ihr Leben lassen. Die anderen ertrinken in den Mooren, in der Weser und Ochtum. Nur wenigen gelingt die Flucht zu den Rüstringer Friesen.

*

Die Herren haben erreicht, was sie gewollt. Das freie Volk der Stedinger ist vernichtet, hat aufgehört zu leben und zu kämpfen.

Warum aber wurde dieser Kampf auf Leben und Tod geführt? Weshalb zog ein riesiger Heerbann von Rittern und Herren aus und rottete ein freies Bauernvolk bis auf den letzten Mann, die letzte Mutter und ihr Kind aus?



„Bauern, kämpft für eure Freiheit!" Zeichnungen: Zimmermann

Das sei hier noch erzählt: Die Stedinger Bauern hatten, als sie im 11. Jahrhundert das Land besiedelten, mit dem Erzbischof von Bremen einen Vertrag abgeschlossen, nach dem sie jeweilig den Zehnten aus ihren Gewinnen aus Feld, Wald und Viehzucht an ihn abführen sollten. Sie erfüllten ihre Pflicht ohne Murren und Zagen und hatten sie gern übernommen, da sie dadurch ja freie Menschen waren und nicht wie andere Bauern Frondienste bei Herren zu leisten brauchten. Mit der Zeit aber mißfiel dem Erzbischof der abgeschlossene Vertrag, und die Freiheiten der Bauern dünkten ihn zuviel. Er sann also darauf, deren Rechte zu schmälern und sie sich untertan zu machen. Dies gedachte er durch Zwingburgen und Fronvögte zu erreichen, so wie es in anderen Landschaften auch getan wurde.

Seine eingesetzten Burgherren und Fronvögte aber nahmen sich den Bauern gegenüber zuviel heraus. Sie raubten und plünderten deren Hab und Gut, wo sie nur konnten; sie verschleppten deren Frauen und Töchter und taten Unrecht über Unrecht.

Dabei hatten sie jedoch nicht mit der Rache und dem Vergeltungswillen der freigesinnten Bauern gerechnet, die kurzerhand als Antwort einen Gegenfeldzug eröffneten und alles niedermachten, was ihnen von Herrenseite im Wege war.

Das geschah im Jahre 1204.

Wenige Jahre später gingen die Kämpfe aufs neue los. Hie Herren, die für Geld und Gut stritten — dort Bauern, die ihre Heimat und ihre Freiheit verteidigten. Jahr für Jahr ging es so.

Den größten Sieg über das Ritterheer errangen die Bauern am Weihnachtsabend des Jahres 1229. Da traten sie zum ersten Male als eine geschlossene Einheit den habsüchtigen Herren entgegen. Sie kämpften wie die Löwen um ihr Recht und schlugen das Ritterheer in die Flucht. Der Bruder des Erzbischofs, Herrmann von der Lippe, geriet bei dieser Schlacht zu sehr in die Nähe der Bauern und wurde erschlagen.

Das vergaß der Erzbischof Gerhard II. den Stedingern nie und er schwor, bittere Rache zu nehmen, sobald sich Gelegenheit dazu bieten würde.

Was war da einfacher, als die Bauern beim Papst des Ketzertums zu verdächtigen. Gerüchte schaden immer und werden oft geglaubt. So begann Gerhard II. bewußt alle Würdenträger der Kirche mit Greuelberichten über die Stedinger zu überschütten. Er schilderte die Bauern als finstere Heiden und geschworene Kirchengegner, die mit dem Teufel selbst im Bunde ständen. Niemand mißtraute seinen Reden, denn niemand hielt einen Erzbischof solchen Hasses und solcher Lügen für fähig.

Die Stedinger hörten mit Verwunderung den Haßgesang der kirchlichen Würdenträger, sie begriffen ihn nicht. Sie, die Stedinger Bauern, sollten Ketzer sein, wo ihnen der Deutsche Kaiser erst 1230 schwarz auf weiß bestätigt hatte, daß sie ihm wertvolle und hilfsbereite Kämpfer für das Deutschherrenhaus in Jerusalem gewesen wären? Wer wagte es, an des Kaisers Wort zu zweifeln und zu deuteln? Die freien Bauern des Stedinger Landes wußten eines nicht, daß es eine Macht gab, die selbst der Deutsche Kaiser fürchtete. Und das war Rom, das war Papst Gregor IX.

Als dieser die Greuelberichte über die Stedinger erhielt, zögerte er vorerst noch, etwas gegen sie zu unternehmen, denn er wollte nicht ungerecht sein, zumal er sich der tapferen Waffenhilfe der Stedinger zu Jerusalem genau erinnerte.

Die ungeheure Lügenflut des erzürnten Bremer Erzbischofs, der die Macht der Kirche zur persönlichen Rache einsetzen wollte, nahm jedoch kein Ende, und Papst Gregor IX. mußte schließlich doch den ihm übermittelten Berichten Glauben schenken.

Am 6. Juli 1233 entbrannte die erste große Schlacht zwischen den Herren und Bauern. Sie endete mit einem gewaltigen Siege der Stedinger, die durch Mut und heldenhaften Kampf gegen das viel besser gerüstete Ritterheer siegten:

Der Bremer Erzbischof aber gab seinen Haßfeldzug nicht auf. Immer wieder begann er die Klöster und kirchlichen Ämter mit Verleumdungen über die Stedinger zu überschütten und fand überall williges Gehör, denn die verlorene Schlacht kränkte alle. Ja, einige behaupteten sogar, sie gefährde das Ansehen und die Macht der Kirche.

Aufs neue wurde darum gegen die Stedinger gerüstet. Zum heiligen Kreuzzug gegen die Ketzer wurde aufgerufen. Es galt die Bauern endgültig zu vernichten, damit es endlich Ruhe und Ordnung im norddeutschen Land gäbe. Das war das Wort der Herren, die vergaßen, daß erst sie Unruhe und Streit in dieses stille Land gebracht. So zogen dann die wohlgerüsteten Ritterheere hinaus, den freien Bauernstamm der Stedinger zu schlagen und zu vernichten. Sie mordeten ein ganzes Volk und glaubten vielleicht sogar, dadurch einer guten und gerechten Sache zu dienen. — Die Botschaft des Papstes kam zu spät. So war das Schicksal der Stedinger besiegelt.

Ein Volk starb für seine Freiheit! Peter Osten.

Unsere Kurzgeschichten

Der Adler Tirols

Blutig stand das Jahr 1809 über dem Lande Tirol. Mit angeborenem Mute und unglaublicher Zähigkeit hatten die Tiroler Bauern für ihre Heimat gekämpft. Jede Wiese, jedes Feld, jedes Haus, jeden Berghang und Paß mußte ihnen der Feind Stück für Stück unter größten Blutopfern entreißen. Ja, in der Schlacht am Berge Isel hatte ein Häuflein Bauern ganze Bataillone des allmächtigen Kaisers Napoleon in die Flucht geschlagen. Doch nun war es aus. Tausend gegen einen, Napoleon hatte doch gesiegt, und die Truppen des großen Kaiserreiches überschwemmten wie Ameisen das kleine Ländchen Tirol.

Der Sturm heulte in den Bergen. Schneegeriesel trieb er um den Brantacherhof. Dicke Eisblumen verdeckten die Fenster der Stube. Schwerer Gedanken voll saß hier Andreas Hofer. Den Boden der Heimat zertraten die Stiefel der französischen Soldaten. Aus den Hütten ertönte das Klage- und Wehgeschrei der Exekutierten. Der französische Kaiser war der Herr geworden, niemand hielt stand, alle hatten sie nachgegeben. Alles war endgültig vorbei. Keinen Hoffnungsschimmer sah Hofer.

Gesandte des Generals Baraguay d'Hilliers kamen. Der General habe sich entschlossen, ihm das Leben zu schenken. Er möge getrost kommen, die Freiheit winke ihm. Es sei ja alles verloren, niemand könne mehr kämpfen.

Hofer wußte, es war alles verloren. Niemand kämpfte mehr. Der blutige Maitag der Schlacht am Berge Isel stand vor ihm. Schon hatte der Feind den Berg erstürmt und Schanzen errichtet. Die Seinen wichen, doch e r gab nicht nach. Schon war er nicht mehr allein, und bald schlugen sie vereint den Feind in die Flucht. Der Sieg war errungen. Hofer sah düster vor sich hin. Nein, nun gab es eine größere Schlacht zu gewinnen. Ich bleibe treu. Ich gebe die Heimat nicht auf. Die Gesandten redeten auf ihn ein. Trotzig und breit stand Hofer da.

Die Gesandten waren zur Tür hinaus und traten den Rückweg durch die Berge zum General Baraguay d'Hilliers an. Nun war alles vorbei. Er wußte, daß der General schweres Lösegeld auf seinen Kopf setzen würde. Der Tod war ihm gewiß. Schwer tobte der Winter über dem Lande, die Stürme brausten um die Hütten. Doch einmal würde auch wieder der Frühling kommen und der milde Föhn wehen und die Schnee- und Eislasten von den Bergen nehmen und Blumen auf den Wiesen sprießen lassen. Auch sein Hof im Passeiertale, den der Feind so übel zugerichtet hatte, würde irgendwann wieder aufgebaut werden. Das Leben würde das Vergangene schnell vergessen machen.

Einen Monat später wurde ihm in der nächtlichen Zelle zu Mantua das Todesurteil verlesen. Rauchgrau sickerte der Morgen herein. Die Farben des Lebens erblühten doppelt schön kurz vor dem Tode. Doch „so leicht kommt mir das Sterben an“, schrieb er nach Hause. Wuchtig und stolz ragten die Berge daheim gegen den Himmel empor. In blendender Reinheit leuchteten die verschneiten Kuppen. Frei und kühn sah Hofer in die Gewehrläufe. Den Soldaten zitterten die Hände, als sie auf ihn anlegten. Das Augentuch hatte er energisch abgelehnt. Das waren sie nicht gewöhnt. Die Kugeln verfehlten ihre Bahn. Ein Offizier mußte ihm den Revolver an seine Schläfe setzen. Schwer brach Andreas Hofer zusammen.

Am Wiener Hofe knallten die Sektpfropfen. Polonaise, mit einer zierlichen Bewegung verbeugten sich die Herren vor den Damen. Walzer- und Polkatöne klangen durch die Hofsäle. Man feierte die Vermählung der österreichischen Kaisertochter Maria Louise mit dem französischen Kaiser Napoleon. Die Zeitungen hatten keinen Platz für das Schicksal des treuen Hofer. In ellenlangen Artikeln erging man sich über die glänzenden Festlichkeiten und Toiletten der Prinzen und Prinzessinnen. Habsburg hatte wieder einmal vergnügt geheiratet.

Doch über dem deutschen Lande leuchtete wie ein blutiges Fanal der ruhmreiche rote Adler Tirols. Drei Jahre später kämpften auch Tiroler Männer in der Völkerschlacht bei Leipzig.

Am Scheidewege

Mit dem schweren, wuchtigen Gang des Heidebauern schreitet Heinrich Brandes durch die taunassen Felder. Die Sonne sendet ihre leuchtenden Strahlen in den Sonntagmorgen. Andacht umgibt diesen Mann, der am Wendepunkt seines Lebens einen Abschiedsweg beschreitet. Stolz aufgerichtet geht der Bauer Brandes durch die Frucht der Erde, die ihm jedes Jahr aufs neue den Dank seiner schweren Arbeit schenkte.

Fünfundsechzig lastende Arbeitsjahre haben es nicht vermocht, seine Schultern zu krümmen. Sein Gesicht, durchfurcht von Kummer, Sorgen und Not, aber auch von vielen glücklichen Stunden, hat den Glanz der Jugend behalten. Kein Schicksalsschlag hat diesen stolzen, harten Mann in die Knie zwingen können. — Jetzt, auf seinem Abschiedsweg — denn morgen soll sein Sohn den Hof übernehmen — zieht an dem greisen Bauern noch einmal die ganze Vergangenheit vorüber. Frei legt er vor sich selbst Rechenschaft ab über seine schweren und seine glücklichen Stunden. Er sieht sich noch als kleiner Junge über den Hof seiner Großeltern springen, denkt an die sorglose Kindheit im Spiel mit seinen Geschwistern. Mit Freuden hatte er dann die ersten Pflichten erfüllt, und der Dank seines Vaters war ihm das schönste Geschenk, bis er selber dazu bestimmt war, das Land seiner Vorfahren zu übernehmen, um treu der Tradition seiner Familie ein trutziger Bauer zu werden.

So wie er heute, wird auch damals sein Vater durch die blühenden Felder geschritten sein, um Abschied zu nehmen. Abschied von der Arbeit, die die Falten in das Gesicht und in die Hände furcht, wie der Pflug in die Erde. Abschied aber auch von der Arbeit, die den sturmtrotzenden Menschen zum freien Herrn auf seiner Scholle erhebt, nur der Pflicht gegenüber seinem Volk und dem eigenen Gewissen unterworfen.

Schwer wird es ihm, dem Heinrich Brandes, nun abtreten zu müssen, um der Jugend Platz zu machen. Doch er weiß seinen Boden, seinen Hof, er weiß die uralte Stätte seines harten Bauerngeschlechts in guten Händen. Denn der liebt das Land genau so wie er.

Die Sonne steigt höher und höher und gibt mit ihrem Leuchten dem einsam Wandernden die Kraft zum Verzicht nach einem rastlosen Lebenskampf. Schwer ist das Ringen dieser Stunden, die der Bauer mit sich selbst abmachen muß.

Dieser Sonntagmorgen hat nochmals das Buch seiner Jugend aufgeschlagen und das ganze arbeitsschwere Bauernleben an ihm vorüberziehen lassen. Die Mittagsglocke vom fernen Dorf ruft ihn, nun heimzukommen, um das jahrhundertealte Erbe der Ahnen dem jungen Bauern als das gottgewollte Geschenk seines Volkes zu übergeben und ihn nochmals an die Kraft seines Bauerngeschlechts zu erinnern.

Ein neuer Sproß dieses erdgebundenen Stammes löst das Alte ab. Stolz und aufrecht betritt der Bauer Heinrich Brandes den Hof, um seinen Sohn auf den ersten Platz zu setzen. So schreitet das Leben vorwärts, das Alte, Schwachwerdende räumt freiwillig seinen Platz dem kraftstrotzenden Neuen; doch es steht als leuchtendes Vorbild weiter im Vordergrund, als Mahner und Ratgeber für die vorwärtsstürmende Jugend.

Fahrt durchs Moseltal

Das Ruhrgebiet liegt hinter uns — und dann der Rhein. Dörfer, Städte, Berge, Burgen kommen — schwinden — kommen. Der Zug eilt weiter.

Über dem Strom der Nebel hüllt die Ufer in Dunst. Nachher steht die Sonne hell im Mittag. Als müßte es so sein, daß über dieser Landschaft nun die Wärme strahlt, den schimmernden Schieferboden der Hänge erhitzt und dem gewundenen Fluß jene eigenartige blaugrüne Klarheit gibt. Vor ein paar Stunden: Land der Schwere, Heimat der Schornsteine und Maschinen, und nun ist die Erde anders geworden. Ungekannte Beschwingtheit erfüllt das Moselland, nicht prunkend und prahlend — nenn' es Heiterkeit, Stille —, doch diese Stille will nicht Sanftheit werden; denn oftmals ist die Erde steinig-herb, und jedes schmalste Fleckchen über schroffem Fels muß noch die Reben tragen.

Steil wächst das Heer der Weinstöcke die Berge hinan, Reihe um Reihe, schnurgerade, unvergleichlich geordnet. Harte Arbeit verlangt der zerrissene Boden, das Gebröckel des Schiefers, bis es locker die Rebe umgibt und nicht rutscht und die Wurzel nicht bedrängt. Sie stehen in der Frühjahrssonne: Frauen in gestreiften Schürzen, Männer mit Schaufeln und Hacken — hier unten im Hügel — und dort so hoch im Berg —, bereit, den

Reichtum und die Sorge ihrer Heimat zu pflegen. Einen Augenblick halten sie ein, winken dem Zug, arbeiten weiter. — Jeder Weinberg, jede hochgebundene Rebe spricht von ausdauernder, andächtiger Arbeit.

In den leichten Zauber des klaren, flinken Flusses mischt sich das Gesetz kraftvollen Schaffens, das seine Hänge fordern. Unruhiger Lauf — eigenwillig sind die Moselschleifen —, stille Nebenhänge, winklige Städtchen und Dörfer, dort eine zerfallene Burg, seltsam zerklüftete Felsen geben dem Land jenen ungewöhnlichen Reiz von Feinheit und Anmut, von Beweglichkeit und Stille, von herber Geschlossenheit und Kraft. Doch nirgendwo ist Schwere. Keine Plumpheit. Verhalten dämpfen die Weinberge die mitteilsame Schnelligkeit des Flusses. Oder triumphiert seine Munterkeit über jede Ruhe? Neckt er die Hügel und Hänge mit seinen Windungen? Spielt er mit ihnen? Sie können sich doch nicht von ihm trennen. Hat er das Spiel gewonnen, den Tanz der unzähligen Drehungen und Figuren? — Ein Tunnel — ein, zwei, drei Minuten . . . und blendende Helle. Fachwerkhäuser kommen. Fest ineinandergeschachtelt ist die kleine Stadt mit den engen Gassen: ein unregelmäßig besetztes Feld.

Vorbei, vorbei!

Doch im Augenblick fühlst du: beruhigende Wärme geht von Häusern und Winkeln aus, Geborgenheit und irgendeine Heimlichkeit, die du ergründen möchtest.

Nun ist die Mosel wieder nah am Zug — nun Wiesen mit Obstbäumen. Wenn sie in voller Blüte stehen, wird das Land noch schöner sein. Wir eilen weiter.

Immer wieder tauchen im Moselland Anmut und Herbheit so wundersam ineinander, als wache über ihnen eine kluge, gute List und sage ihnen im Vertrauen ein Geheimnis, ganz im Vertrauen . . . Und sie verplaudern doch ein wenig. Viel behalten sie für sich.

Im Ballon zum Nordpol

Vor jetzt 40 Jahren, am 11. Juli 1897, kappte Andrée auf der Däneninsel die Haltetaue seines Freiballons „Adler" und verschwand mit seinen Gefährten Strindberg und Fraenkel über dem ewigen Eis des Polarmeeres. 33 Jahre blieb die Welt im Ungewissen, wann und wo der weiße Tod die drei Luftschiffer erreicht hatte. Im Jahre 1930 wurden ihre sterblichen Überreste auf der kleinen Insel Vitö von einem norwegischen Robbenfänger entdeckt. In dem autorisierten Originalbericht über die Andréesche Expedition unter dem Titel S. A. Andrée „Dem Pol entgegen", dem wir folgenden Abschnitt entnehmen, wurde dann das Dunkel über dem tragischen Geschick der drei Forscher gelichtet. Das Buch enthält als einziges das gesamte Material, das der zur Untersuchung eingesetzten schwedischen Regierungskommission vorgelegen hat.

Am 28. Juli wurde um 19 Uhr geweckt. Die Schlitten brauchten frische Beschläge, einige von Fraenkels Ausrüstungsstücken mußten geflickt werden. Zuerst war der Weg jammervoll, später in der Nacht traf man prächtige Eisbahn, und auch das Wetter war vorzüglich.

Gegen 11 Uhr (am 29. Juli) begab sich die Expedition nach sechzehnstündigem Marsch zur Ruhe. „Jetzt lernen wir die Kunst der Armen: nichts mißachten; und eine zweite Kunst: nicht an morgen denken." Noch eine Aufzeichnung, „daß alle Schwierigkeiten mit dem Eis, den Stauwällen, Schmelzwasserpfützen, Pfuhlen, Rinnen und Brucheisfeldern eingehend geschildert werden müssen" — dann fallen die Augen zu.

Vor Mitternacht war das Wetter regnerisch und windig. Um 1 Uhr (30. Juli) krochen die drei Männer aus dem Schlafsack. Gegen ½2 Uhr Aufbruch. Der Tag wurde besonders anstrengend, weil so viele Wasserrinnen zu überschreiten waren. Dabei wurden alle möglichen Arten des Übersetzens versucht. Das Eis zwischen zwei Rinnen war sehr stark und dabei glatt. So gelang es an diesem Tag, eine schöne Strecke zurückzulegen.

An diesem Tag stellte sich heraus, daß die Abtrift des Eises die Expedition aus dem gewünschten Kurs brachte. Das Franz-Joseph-Land lag in südöstlicher Richtung. Die Eistrift ging aber nach Süden, sogar mit einer kleinen Abweichung nach Westen, daher wurde beschlossen, sich östlich zu halten. So mußte der Weg ungefähr nach Franz-Joseph-Land führen.

Am 31. Juli ging es schon um 4 Uhr morgens weiter. 0,6 Grad Wärme, leichter Nordnordostwind. In dem dichten Nebel war es schwer, den besten Weg zu finden, den ganzen Tag über ging es auf schwierigem Eis dahin. In den ersten sechs Stunden waren zehn Wasserrinnen zu überqueren. Zu allem Unglück war auch der Schnee tief. „Rutschen auf den Knien durch tiefen Schnee. Rutsch — rutsch — immer auf den Knien", schreibt Andrée grimmig über den sicher unerhört mühseligen Marsch.

Die Expedition geriet in eine Stauzone, die zwei Kilometer breit war. Da blieb nichts anderes übrig, als sich eben durchzuschlagen. Erst gegen Abend war das Hindernis glücklich überwunden, und man schaffte noch ein gutes Stück Wegs nach Osten. Lebensmut und Selbsterhaltungswille versagten nicht, die Stimmung blieb ausgezeichnet.

Im Lauf des Tages lichtete sich der Nebel, der Himmel hellte sich auf. Die Expedition bestieg einen hohen, pyramidenförmigen Eisblock und schaute von dieser Warte nach Land aus. Vergebens. Das Eis hatte stellenweise 4,1 Meter Tiefgang. Die Schneeschicht war da und dort weggeblasen, das blanke Eis erwies sich als schmutzig und teilweise mit Lehmteilchen durchsetzt. — Nachdem der Lagerplatz am späten Abend bezogen ist, bestimmt Strindberg die Lage mit 82° 22' nördlicher Breite und 29° 12' östlicher Länge von Greenwich. Vergleicht man diese Angabe mit den früheren Ortsbestimmungen, so stellt sich heraus, daß die Expedition mit größerer Geschwindigkeit vom Eis nach Westen getrieben wird, als sie sich auf dem Eis nach Osten bewegt. — Gegen 18 Uhr schlüpfen die Gefährten in den Schlafsack. Um 19 Uhr findet Strindberg noch Zeit und Kraft, einige Zeilen an seine Braut zu schreiben. Aber mitten in seinem Brief scheint er gestört worden zu sein, und von da an findet sich keine Zeile mehr von seiner Hand an den Menschen, der seinem Herzen so nahestand, an den er unaufhörlich dachte und an den er während der ersten Tage der Eiswanderung so gern das Wort richtete. Die von Tag zu Tag schwieriger werdende Lage der Expedition, die wachsenden Anstrengungen, der erbitterte Kampf ums Leben haben Strindberg wohl an weiteren Aufzeichnungen verhindert.

Höflicher geht es nicht

Von den vielen seltsamen Dingen, die ich von meinen Fahrten durch die Welt mit nach Hause brachte, will ich hier ein Schreiben wiedergeben, das mir einst ein Schuhmacher in Benares zusandte, um mich an die Begleichung einer Rechnung zu mahnen, und das die Höflichkeit der Bewohner und ihre blumenreiche Sprache vortrefflich widerspiegelt. Es lautet in der Übersetzung: „Dem sehr ehrenwerten und sehr ehrwürdigen Sahib. Der Verfertiger von Schuhen und Stiefeln, der ich wie der Staub unter den Füßen des sehr ehrenwerten Sahib bin, der mir gegenüber dasteht wie Sonne, Mond und Sterne gegenüber der auf dem staubigen Boden kriechenden Ameise, der ich ein verächtliches Ding bin, ein Sklave des Sahib, begehre demütig und ängstlich die Bezahlung einer kleinen Schuld von sechzehn Rupien zu einer Zeit, da es dem ehrenwerten Sahib gefallen möge, sich in seiner Hoheit herabzulassen, die Auszahlung einer so geringen Kleinigkeit, wie die genannte Summe ist, in Erwägung zu ziehen; und ich erflehe, begehre und erbitte demütig seine Verzeihung, daß ich ihn mit dieser Bitte quäle, denn ich weiß nur zu gut, daß er mich mit Pracht, Ehre und Ruhm überschüttet, dadurch, daß er mir erlaubt, seinen Fuß mit den Gaben meines Handwerks zu schmücken. Elend, wie ich bin, unterzeichne ich mich des ehrenwerten und verehrungswürdigen Sahib niederster Sklave."

Glaubt nur nicht, daß man nach diesem demütigen, höflichen Schreiben nun den Absender noch länger auf die Bezahlung warten lassen könne. Er würde sich trotz aller beteuerten Demut sogleich mit einer Klage an den Zivilgerichtshof wenden.

Kleine Geschichten um Bismarck

„Also gut, wetten wir! Wer gewinnt, zahlt 25 Flaschen Sekt", sagte der Amerikaner. „Und wer verliert?" fragte Bismarck. „Der muß übers Meer kommen, um sie mit dem Gewinner auszutrinken." Während der letzten Worte waren ein paar andere Studenten hinzugetreten und fragten neugierig, worum hier gewettet worden sei. Sie wußten, daß diese Amerikaner gern manchmal Wetten abschlossen. Aber da sie von 25 Flaschen Sekt gehört hatten, mußte es schon etwas Besonderes sein. Motley, der andere Amerikaner, der am Tische saß, erklärte es ihnen. Der amerikanische Student Coffin hatte mit Otto von Bismarck gewettet, ob Deutschland in 20 Jahren einig sein würde oder nicht. Bismarck sagte das voraus, Coffin bestritt es. Das war in Göttingen im Jahre 1833.

Bismarck verlor, wie wir wissen, seine Wette. Aber er hat den Glauben und die Hoffnung auf diese Einigkeit gehabt, zu einer Zeit, da keiner die Verwirklichung dieses Traumes von der deutschen Einheit voraussagen konnte. Alle wünschten es, doch niemand wußte, wer das Werk vollbringen würde. Und Bismarck selbst ahnte nicht, daß er einst der Schöpfer dieses Reiches werden sollte, als er damals in Göttingen als junger Student seine Wette abschloß.

Aus dieser kleinen Geschichte geht hervor, wie sehr ernste politische Gespräche diese Studenten aus allen deutschen Gauen damals führten und wie sie die Zerrissenheit des Vaterlandes schmerzlich fühlten. Gerade Bismarck war es mit solchen politischen Gedanken Ernst, und darum suchte er in Göttingen trotz aller Fröhlichkeit die Bekanntschaft von Menschen mit Erfahrung und Weltkenntnis. Er ging nicht im Leben seiner studentischen Verbindung auf, der er erst nach langem Zögern beigetreten war. Die Freundschaft mit dem einen dieser beiden Amerikaner, Motley, die in Göttingen begründet wurde, hielt ein ganzes Leben lang. Noch in hohem Alter hat er im Briefwechsel mit ihm gestanden, der später Diplomat und Geschichtsschreiber seines Landes wurde.

Er läßt sich nicht beirren, und da er mit seiner Unbeugsamkeit zugleich Takt und einen überlegenen Geist verbindet, setzt er Freund und Feind oft mit seiner Schlagfertigkeit in Verwunderung. Als er viele Jahre später am Bundestag in Frankfurt am Main preußischer Gesandter ist (1851—1859), hat er vor allem mit den Vertretern Österreichs zu tun. Sie sind überheblich und lassen den Preußen ihre Verachtung deutlich genug spüren. Schon damals gewinnt er die feste Überzeugung, daß die Einigung Deutschlands, so wie die Dinge zu jener Zeit liegen, ohne, ja gegen Österreich verwirklicht werden muß.

Eines Tages findet eine Parade der Frankfurter Bundesbesatzung statt, an der die Vertreter der deutschen Länder beim Bundestag teilnehmen. Dabei fragt ihn ein österreichischer General, indem er auf seine Orden deutet, ob Bismarck diese Auszeichnungen alle vor dem Feinde gewonnen habe. Schlagfertig antwortet er: „Ja, Exzellenz, alle vor dem Feinde. Alle hier in Frankfurt am Main."

1862. Bismarck ist erst wenige Monate Gesandter in Paris bei Napoleon III. Da erreicht ihn ein Telegramm seines Freundes Roon, damals preußischer Kriegsminister: „periculum in mora!" Das ist das verabredete Zeichen und heißt: Kommen Sie sofort — Gefahr im Verzug. Die Opposition im preußischen Abgeordnetenhaus hat die Gesetze über die Heeresreform und den Haushaltsplan für das Heer abgelehnt. Ein offener Streit ist ausgebrochen. Der König glaubt nicht nachgeben zu dürfen und ist tief erschüttert über das Mißverstehen seines ehrlichen Wollens. Er will abdanken und hat sich auf Schloß Babelsberg bei Potsdam, seinen Lieblingssitz, zurückgezogen.

So findet ihn Bismarck, als er dort am 22. September eintrifft. Der König erklärt ihm, daß er nicht regieren will, wenn er es nicht vor Gott, seinem Gewissen und seinem Volk verantworten könne. Da er aber keine Minister mehr finde, habe er sich entschlossen, abzudanken. Bismarck erklärt sich bereit, mit Roon die Regierung zu übernehmen. Sein entschlossenes Wesen macht tiefen Eindruck auf den König. Schon nach einigen Sätzen faßt er wieder Mut und sagt schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen. Ich danke nicht ab." In angeregtem Gespräch machen nun die beiden Männer, die sich in diesem Augenblick für ihr ganzes Leben gefunden haben und die mit diesem Tage einen schweren, aber ruhmvollen Weg antreten, einen kurzen Spaziergang durch den Babelsberger Park. Der König gibt Bismarck einen acht Seiten langen Entwurf zu lesen, wie er sich die Fortführung der Regierung im einzelnen denkt. Bismarck hat ein anderes Programm: „Es handelt sich jetzt nicht um diese oder jene Schattierung, sondern um die Entscheidung zwischen Ihrer Regierung und einer Parlamentsherrschaft. Diese kann nur durch eine zeitweilige Diktatur abgewendet werden. Ich werde lieber mit Ihnen untergehen, als Sie im Kampf im Stich lassen." Er denkt an die Aufgabe Preußens und weiß, daß das, was geschehen muß, nur mit dem König durchzuführen ist. Spürt er auch ein starkes Gefühl der Anhänglichkeit an diesen Mann, die Gedanken seines Hirns, die in ihm wohnende Kraft sind es, die ihn zu der Aufgabe treiben, vor die ihn die Geschichte gestellt hat. Der König zerreißt sein Programm, aufatmend, zuversichtlich. Bismarck beginnt sein Werk.

Zehn Jahre später ist das Deutsche Reich bereits geschaffen. Das Freundschafts- und Vertrauensverhältnis zwischen König und Kanzler ist unverändert geblieben. Es hat allen Stürmen getrotzt, hat Nikolsburg und die Beschießung von Paris überdauert, es ist das gleiche geblieben auch zwischen Kaiser und Reichskanzler. Wohl kann Bismarck einmal aufbrausen und das Zimmer verlassen, wenn er etwas durchsetzen will. So geschieht es auch einmal in Bad Ems. Einige Stunden später geht Wilhelm I. mit Baron von Eckardtstein, einem engen Vertrauten, der lange Jahre für ihn in London weilte, durch die engen Straßen von Ems. Plötzlich stutzt er und sagt, sichtlich besorgt, zu Eckardtstein: „Kommen Sie, lassen Sie uns abbiegen. Da hinten kommt Bismarck. Er ist mir heute aus dem Zimmer gelaufen. Wenn wir ihm begegnen, fürchte ich fast, er geht vorbei, ohne uns zu grüßen." Aber die Gasse hat keinen Ausweg, und schon ist Bismarck heran. Ruhigen Schrittes geht er auf den Kaiser zu, zieht seinen breiten Schlapphut: „Haben Majestät heute noch Befehle für mich?" Der Kaiser dankt, und nach kurzen Worten verabschieden sie sich. Das Zerwürfnis ist vergessen, Bismarck schreitet davon. Er hat die Formen der Höflichkeit gewahrt gegenüber dem, der für ihn das Reich verkörpert. S e i n Reich, dem e r dient.

Rückhaltlos hat Wilhelm I. jederzeit die überragende Bedeutung Bismarcks anerkannt. Durch ungezählte Beweise, wie durch sein schrankenloses Vertrauen, hat er das zum Ausdruck gebracht. Als er 1888 die Augen für immer schließt, wird das alles anders. Erst merken dies nur einige wenige, dann erfahren es weitere Kreise. Und doch ist es wie ein Donnerschlag, als die Nachricht kommt: „Der junge Kaiser hat Bismarck entlassen." Die ganze Welt horcht auf. Mit tiefer Trauer vernimmt es der größte Teil des deutschen Volkes. Als er Berlin verläßt, im offenen Wagen von der Reichskanzlei zum Bahnhof fährt, sind die Straßen von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge erfüllt. Sie winken und jubeln ihm zu; am Bahnhof rufen sie bei der Abfahrt des Zuges: „Wiederkommen! Wiederkommen!" Was die neuen Staatslenker nicht wahrhaben wollen, die auf so unwürdige Art dem Schöpfer des Reiches die Tür weisen, das Volk fühlt es zutiefst — ein großer Einmaliger ist gegangen. Währenddessen muß der Entlassene von dem vorausgezahlten Gehalt den Betrag für die 10 Tage vom 21. bis 31. März 1890 zurückzahlen. Das ist der Dank des Staates, den er geschaffen und dem er ein Menschenleben lang gedient hat.

Auf seinem Gut Friedrichsruh lebt er dann, während sich schon die Liebe und Verehrung des deutschen Volkes mit Sagen um die Person des Alten vom Sachsenwalde verweben. Doch seine Gedanken sind unvermindert bei seinem Werk. Als er sich zum Sterben anschickt, spricht er noch einmal in seinen letzten Minuten von Deutschland. Dann hört man ihn — prophetische Ahnung? — England, Rußland, Serbien nennen. Sein letztes Wort galt dem Staat.

Franz-Otto Wrede.

Der Schwarze Geyer von Giebelstadt

Eine Erzählung von Thomas Bruck / Zeichnungen: Peter Wywiorski

Ein gesegnetes Land breitet sich linksseits und rechtsseits des Mains. Fruchtbare Täler hat der Fluß auf seinem Jahrtausende alten Weg in die Berge Frankens gegraben, von deren Höhen Burgen und Klöster weithin ins Land grüßen und drohen. Auf halbem Weg zwischen den beiden Bischofsstädten Bamberg und Würzburg, dort, wo der Fluß sich in scharfem Winkel wieder südwärts wendet, liegt die alte Reichsstadt Schweinfurt.

In diesen Januartagen des Jahres 1523 gleicht die Stadt einem Heerlager. Die behäbige und zufriedene Ruhe der Ratsherren ist der scheuen Unruhe des Mißtrauens gewichen. Nach außen hin zeigen die Bürger zwar ein freundliches Gesicht. Doch sobald sie die schweren Eichentüren in ihren Patrizierhäusern hinter sich zugeschlagen haben, fällt alle Beherrschung von ihnen ab. Sorge umschattet ihre Augen. Man traut den hohen Gästen nicht, die der Stadt die Ehre gegeben haben. Es besteht zwar kein Grund zur Klage. Im Gegenteil, mit den Gästen ist viel Geld durch die Stadttore in die Bürgerhäuser gerollt. Aber die Handwerker und Schankwirte, die Handelsherren und ebenso die Kaufleute, die wegen der Gäste nach Schweinfurt gekommen sind, freuen sich ihrer prallgefüllten Beutel noch nicht. Weiß man, was der nächste Tag bringen wird? Weiß man, ob die Geldsäckel nicht ebenso schnell wieder von denen geleert werden, die sie füllen halfen? Erst wirklich froh der Einnahme werden die Bürger sein, wenn die Stadttore wieder im Rücken der zahllosen Gäste liegen.

Wahrhaftig, so ganz gefahrenlos sind die Adelstage nicht, die von Zeit zu Zeit von der fränkischen Ritterschaft ausgeschrieben und bald hier und dort abgehalten werden. Zählen doch auch diejenigen stets zu den Geladenen, deren Namen mainauf- und mainabwärts auf Grund ungezählter und ungesühnter Raubtaten einen wenig edlen Klang haben.

Ritter und Räuber in Schweinfurt.

Noch in frischer Erinnerung der Bürgerschaft sind die letzten Überfälle des Thomas von Absberg, der auch jetzt zum Schweinfurter Rittertag mit seinen Knechten im „Roten Bären" Quartier bezogen hat. Der Absberger, einer der gefürchtetsten Strauchritter Frankens, begnügt sich nicht damit, seine Opfer, fahrende Kaufleute, Bürgervolk und andere Reisende, bis aufs Hemd auszuplündern; in grausamem Übermut brennt er den Armen sein Ritterwappen auf die Stirn. Denjenigen aber, die sich ihrer Haut wehren, spielt er noch übler mit; es sind Fälle bekannt, bei denen er seinen Opfern die rechte Hand hat abschlagen lassen — als „Strafe" dafür, daß sie sie wider einen „Standesherrn" erhoben haben.

Wenn auch Ritter von so ausgeprägter Räuberart selten sind in Franken, so weiß die Schweinfurter Bürgerschaft, daß auch mit denen nicht zu scherzen ist, die wie ein Götz von Berlichingen das Ausrauben und Plündern fahrenden Handelsvolks für gottgewollte Ordnung halten, und Ritter dieser Meinung gibt es genug in der Stadt.

Bisher hat es keine Zwischenfälle gegeben. Mit Genugtuung stellen es der Bürgermeister und die Räte fest. Aber das will nicht viel heißen; denn der eigentliche Beginn der Rittertagung ist erst für den morgigen Sonntag angesetzt. Von diesem Tag an gerechnet werden die Gäste noch eine volle Woche und darüber hinaus im Bereich der Stadt bleiben.

Bürgermeister und Räte sehen dem kommenden Tag mit Bangen entgegen. Schon wiederholt ist es in früheren Jahren gleich am Eröffnungstag zu Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Wortführern der Ritterschaft gekommen. Die Wut der Streitenden hat sich dann stets über die Bürger der gastlichen Städte entladen. Wird auch der morgige Sonntag solch unliebsamen Streit und damit Unheil über die Stadt bringen?

Während die ängstlichen Bürger, die Ratsherren und Zunftmeister ihre sorgenschweren Köpfe in die weichen Federkissen wühlen und in unruhigem Halbschlaf den kommenden Dingen entgegenträumen, sitzen viele der Ritter in den Schenken herum. Besonders laut geht es im „Roten Bären" zu. Außer Thomas von Absberg lassen sich dort auch Götz von Berlichingen und Zeisolf von Rosenberg den Frankenwein aus großen Krügen wohl bekommen. Während der Absberger vom Wein schon müde nur noch undeutlich vor sich hinlallend unklare Drohungen gegen jedweden ausstößt, ist der Berlichingen bei seinem Lieblingsthema. Er erzählt von seiner eisernen Hand. Wie er damals unter dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg gekämpft und sich wahrhaft ritterlich geschlagen hat. Wie er seine Rechte vor dem Feinde ließ, und wie er sich dann eine neue, eine eiserne Hand hat anmessen lassen. „Ha, das ist ein Kerl gewesen, der Götz!" lacht er und schlägt zur Bekräftigung mit der eisernen Hand auf die blanke Tischplatte, so daß der Absberger erschreckt aus seinem Rausch hochfährt und nach dem Schwerte greift. Auch die anderen lachen. Sie alle aus der Runde, ganz gleich, aus welchem Teil Frankens sie nach Schweinfurt gekommen sind, kennen Götzens Geschichte. Jedem von ihnen hat er sie schon des öfteren beim Wein erzählt. Zeisolf von Rosenberg, der zusammen mit Berlichingen als Vertreter der odenwäldischen Ritterschaft in Schweinfurt ist, hört sie schon zum zwanzigsten Male. Jetzt fällt er ihm daher ins Wort: „Ja, Berlichingen — ein Kerl ist der Götz g e w e s e n!"

Die anderen lärmen laut Beifall; aber der mit der eisernen Hand winkt wütend ab: „Was gewesen ist kann wiederkommen. Wenn es hart auf hart geht, ist der Götz zur Stelle. Er hat noch eine Linke zu vergeben."

„Die braucht er, um den Krug zu heben", schreit Absberg, der jetzt wieder bei der Sache ist, und setzt den eigenen, frischgefüllten Humpen zum Trunke an.

Vieles ist faul in Franken.

Doch nicht überall, wo Ritter im Quartier liegen, geht es wie im „Roten Bären" zu. Im Hause des Altbürgermeisters, einem stolzen Patrizierbau, der mit der einen Front zum Markt und mit der anderen hinüber zu den Türmen der Johanniskirche schaut, ist Graf von Henneberg mit Hans von Schwarzenberg und Sebastian von Rotenhan seit Stunden im Gespräch vertieft. Sie wissen alle drei, daß vieles faul im Frankenlande ist. Der Henneberger wettert laut und heftig gegen die Vorherrschaft der Pfaffen. Doch wenn er Pfaffen sagt, dann meint er Bischof Konrad, der auf dem festen Schlosse „Unserfrauenberg" oberhalb Würzburgs prächtiger und mächtiger als ein weltlicher Herzog Hof hält. Auch Rotenhan empört sich über manchen Willkürakt des Bischofs. Doch er betont, daß der Bischof nicht allein die Schuld trägt an dem Streit, der zwischen Ritterschaft und Fürstlichkeit seit langem brennt.

„Das ritterliche Treiben selbst, das vielerorts nur noch aus Raub und Plünderung besteht, hat uns um Einfluß und Ansehen gebracht!" so stimmt auch Hans von Schwarzenberg, ein vielgereister und gelehrter Kopf, begeistert bei. „Nur wenn die Ritterschaft sich auf sich selbst besinnt und jeder, der durch Raub und Mord den Stand entehrt, aus ihren Reihen stößt, dann werden auch die Fürsten wieder mit den Rittern rechnen müssen; erst dann wird auch der Kaiser wieder stolz der Ritterschaft den Platz einräumen, den sie laut verlangt."

Noch in vielen Häusern Schweinfurts wird in dieser Nacht von Ritterrecht und Ritterpflicht gesprochen. Weit über hundert Abgesandte aus allen Teilen Frankens weilen in der Stadt. Die nächsten Tage sollen den Zusammenschluß der gesamten Ritterschaft zu einem starken Landesstand bringen, der dann die altverbrieften Ritterrechte gegen die Landesherren verteidigen und durchsetzen soll.

Der Sonntag kommt über die Stadt, mild und klar wie ein Vorfrühlingstag. Für den Mittag ist im großen Rittersaal des Rathauses die erste Zusammenkunft angesetzt. Seit den ersten Morgenstunden sind die Straßen festlich belebt. Die Ratsherren

haben ihre besten Gewänder aus den Schränken geholt und angelegt. Ihre Frauen und Töchter sind herausgeputzt, als ginge es zum Ball. Viele der Ritter sehen weniger festlich aus. Ihre Trunkfestigkeit hat in der vergangenen Nacht mit ihrer Trunkfreudigkeit nicht Schritt halten können. Manch einem brummt der Schädel, daß man es zu hören glaubt. Die Folge davon ist, daß sie mit finsteren Gesichtern herumlaufen, als seien sie in schwerer Fehde unterlegen.

Als die Glocken von St. Johannis die zwölfte Stunde schlagen, sind dennoch fast alle im Rittersaal versammelt. Nur Thomas von Absberg fehlt noch und ein paar andere aus seiner lauten Runde. Götz von Berlichingen hat seinen Platz bereits eingenommen. Rechts neben ihm sitzt Zeisolf von Rosenberg. Zu seiner Linken sitzt Ludwig von Hutten, der Bruder des stürmischen Sängers und Pfaffenfeindes Ulrich von Hutten. In der Mitte der Tafel, die in Hufeisenform angeordnet ist, hat Graf Wilhelm von Henneberg seinen Sitz. Als der letzte Glockenschlag von St. Johannis verklungen ist, erhebt sich Henneberg. Doch just in dem Augenblick, in dem er das Zeichen zum Beginn geben will, erscheint im Rahmen der Tür, die den Rittersaal vom kleinen Vorsaal trennt, ein neuer Gast. Er ist hochgewachsen. Auf breiten Schultern sitzt ein scharf geschnittener Kopf. Über einer feinen, geraden Nase wachen zwei dunkle, blaue Augen. Langes, dunkelbraunes Haar bedeckt Kopf und Kinn. Er trägt keine blitzende Rüstung wie viele Ritter der Versammlung. Ein schwarzes Wams umschließt eng die Gestalt. Über dem Wams hängt ein weiter Mantel, der im Schnitt den Mänteln der Ordensritter gleicht.

„Der Geyer! Der Geyer!“

Beim Anblick des Neuankömmlings geht ein Raunen durch den Saal. Ein Wort springt von Mann zu Mann: „Der Geyer, der Geyer!“ Graf Wilhelm von Henneberg grüßt freudig zu dem schwarzen Ritter hinüber. Es ist Florian Geyer von Giebelstadt. Sein plötzliches Erscheinen in Schweinfurt überrascht alle um so mehr, weil sie ihn außer Landes glaubten.

Vor vier Jahren war Florian Geyer, den sie überall nur den „Geyer“ nennen, in den Dienst des Deutschordensmeisters Albrecht von Hohenzollern getreten. Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach, der Bruder des Ordensmeisters, hatte ihn an den Hof des Hohenzollern empfohlen. In diesen vier Jahren war nur selten Kunde von Florian Geyer zu den fränkischen Rittern gedrungen. Es wurde zwar allerlei gemunkelt. Er sei als Gesandter des Ordensmeisters beim Polenkönig in Krakau, beim Dänenkönig in Kopenhagen, beim Kurfürsten Joachim in Berlin und gar beim Kaiser in Brüssel gewesen. Aber Genaueres hatte niemand erfahren. Ebensowenig war bekannt, was den Geyer damals veranlaßt hatte, das Land zu verlassen. Der Ritter besaß neben seinem Stammsitz, der Burg Giebelstadt bei Ochsenfurt am Main, das Schloß Ingolstadt sowie verschiedene Ortschaften im Gebiet der Tauber, südlich von Würzburg, so daß er ein sorgenfreies Ritterdasein hätte führen können. Die einen wollten wissen, daß er sich mit dem Bischof überworfen habe, andere wiederum hatten sich erzählen lassen, daß sich der Geyer der Bewegung des Dr. Martin Luther angeschlossen habe.

Die Nachricht vom plötzlichen Erscheinen des Ritters im Rathaus zu Schweinfurt verbreitet sich bald wie ein Lauffeuer in der Stadt. „Der Geyer ist wieder im Lande!“ Dieser eine Satz eilt zum Tor hinaus mainauf- und mainabwärts. Die einen runzeln ob dieser Botschaft die Stirn, andere nicken schwerwiegend mit dem Kopf, als bedeute diese Nachricht Sieg oder Niederlage einer geheimnisvollen Schlacht, deren Umstände in Dunkel gehüllt sind.

Der Name Florian Geyer hat einen besonderen Klang in Franken. Die Ritter, die gleich ihm gegen das Strauchrittertum sind, sehen in Geyer den Gleichgesinnten, der für das Recht zu kämpfen weiß. Bei den Bauern gilt sein Name, weil in den Dörfern, die zu seiner Herrschaft zählen, auch der gemeine Mann ein Mensch ist. In den Städten ist Geyer gern gesehen, weil er sich offen gegen Stegreifritter vom Schlage eines Absberg ausgesprochen hat. Ungern nur hört man Geyers Name auf den Raubritterburgen, deren Herren ausschließlich von der Beute ihrer Wegelagerei den Aufwand ihres Namensrittertums bestreiten. Doch ungern auch nennt man auf Unserfrauenberg, wo Bischof Konrad residiert, den Namen des Giebelstädters; denn so wie der Geyer schon wiederholt gegen die Raub- und Beutelust der Ritter aufgestanden ist, so hat er auch manch hartes Wort in Sachen des gemeinen Bauernvolks gesprochen. Genaueres weiß man nicht. Doch das, was Bischof Konrad von seiner kleinen Geistlichkeit darüber angedeutet worden ist, genügt, um Geyer stets mit Vorsicht zu begegnen.

„Bleibt mir vom Leibe, Absberg!“

Im Rittersaal des Schweinfurter Rathauses ruft das Erscheinen Geyers Überraschung und Verwirrung hervor. Was will der Geyer? Wer hat ihn gerufen? Das sind die Fragen, die jeder insgeheim sich selber stellt. Graf von Henneberg hat dem Ritter den Platz zu seiner Rechten angeboten. Ihm sieht man an, daß ihn des Geyers Gegenwart beglückt. Auch Hans von Schwarzenberg, der wiederum zur Rechten Geyers sitzt, begrüßt den Mann im schwarzen Wams mit Herzlichkeit. Er hat in früheren Jahren oft mit Geyer die Not des Ritterstandes besprochen und teilt die Abscheu vor dem Räubertum der Absberg und Genossen.

Während nun die Überraschung langsam der Spannung weicht, was Henneberg wohl zu Beginn der Tage ausführen wird, erscheint als Letzter von der Ritterrunde Thomas von Absberg in der Tür. Wie nun sein Blick die Tafel überfliegen will, bleibt er am Wams des schwarzen Ritters hängen. „Potzblitz“, durchfährt es Absberg, „hol's der Teufel! Läßt mich mein Rausch am lichten Tag Gespenster sehen?“ Unsicher macht er ein paar Schritte auf Geyer zu; doch der blickt starr vor sich hin auf seine Hände, als sehe er den Raubgesellen nicht. Absberg glaubt immer noch, ein Spuk narrt seine Sinne. Noch näher geht er auf die Tafelmitte zu, um zu sehen, wie weit der Spuk es treibt, greift er mit seiner Rechten nach dem Arm des Geyers. Kaum hat er dessen Wams berührt, da läßt ein wohlgezielter Fausthieb den noch vom Rausch benommenen Sauf- und Raufbold spüren, daß es der Geyer selbst und nicht sein Geist ist, der neben Henneberg dort an der Tafel sitzt. Des Geyers Augen funkeln in Wut und Abscheu: „Bleibt mir vom Leibe, Absberg!“

Der ist, vom Schlag nun vollends nüchtern, aufgesprungen. Die Rechte langt zur Seite nach dem Schwert. Da stellt sich Henneberg entschlossen zwischen beide. Absberg schaut wägend erst von Henneberg zu Geyer, von Geyer weiter zu Hans von Schwarzenberg; dann steckt er, Flüche unterdrückend, sein Schwert zurück und geht mit schweren Schritten an seinen Platz.

Der Zwischenfall hat die Gemüter der anderen erneut erregt. Sie brennen nun darauf, von Henneberg zu hören, was den Geyer von Giebelstadt heim nach Franken geführt hat. Aber Graf Wilhelm von Henneberg weiß dies ebensowenig wie die anderen. Auch ihn hat das Erscheinen des schwarzen Ritters überrascht. So gibt er denn das Zeichen zum Beginn des Rittertages, ohne in seiner Rede den Giebelstädter Geyer zu erwähnen. Nach ihm nimmt Hans von Schwarzenberg das Wort. Knapp setzt er seine Sätze:

„Wir selbst entscheiden unser Los. Die Umstände der Zeit verlangen Klärung. Es gibt nur diese Wahl: Wir schließen uns zu wahrer Ritterschaft zusammen und können so fürstlicher Willkür mit dem Schwert begegnen, oder: Wir gehen jeder unsere Wege. Der eine wird im Bürgertum, der andere in der Bauernschaft versinken. Ein dritter wird in Fürstendienste treten. Der vierte schließlich führt auf eigene Faust um Beute willen Fehde. Kurzum, wir setzen fort, was schon in Fluß ist!“

Nach Schwarzenberg nimmt der und der das Wort. Sie reden für und wider den Zusammenschluß. Und alle warten, daß der Geyer Stellung nimmt. Vergebens warten sie. Der Geyer schweigt. — Erst als am späten Abend Graf Wilhelm von Henneberg die Frage des Zusammenschlusses durch offene Wahl geklärt und man ihn zum Feldhauptmann der Ritterschaft bestimmt hat, da steht der Geyer auf. Der Geyer spricht:

„Ritter Frankens! Ich bin, wie viele wissen werden, seit Jahren fern von Giebelstadt gewesen. Ich habe Länder, Städte, hab' Fürsten, Ritter, Bauern allerorts gesehen. Und überall das gleiche: Bauern, die sich abquälen und hungern, Ritter als Wegelagerer, die Ordnung und die Sicherheit des Landes untergrabend, andere, die von den Fürsten zu Fronherren über armes Bauernvolk gesetzt werden und die dabei noch glauben, selber frei zu sein. Fürsten, die allen Wohlstand als gottgewollte Fügung nehmen und genießen, und die den Bauern weniger achten als ihre Hunde, Pferde, Esel.

Ritter Frankens! Wie allerorten, ist es auch hier bei uns. Doch diese Ordnung ist nicht gottgewollt, und darum wird sie jämmerlich zusammenbrechen. Laßt uns beizeiten dafür sorgen, daß ihre Trümmer nicht das Gute und das Edle unter sich begraben. Ihr sorgt euch um den Ritterstand. Ihr fürchtet, daß man euch ins Fürstenjoch preßt. Ihr wollt euch eurer Haut drum wehren. Wohlan denn, so lest diesen Brief. Sickingen schrieb ihn. Franz von Sickingen, der so wie ihr der Fürstenwillkür trotzt. Sickingen ruft um Hilfe. Der Trierer Erzbischof, der Kurfürst von der Pfalz und der von Hessen bedrängen ihn!“

Geyer schaut in die Runde. Niemand regt sich. Alle starren stumm vor sich hin. Mit einem Seufzer fährt der Giebelstädter fort:



„Ritter Frankens. Ihr schweigt. Ihr denkt, was schert uns der Sickingen jenseits des Rheins. Uns geht es um Franken! Ja, so denkt ihr. So denken sie alle. Es geht um — Schwaben. Es geht uns um — Hessen. Es geht um — Brandenburg. Es geht um — Sachsen!"

Totenstille herrscht, als Geyer erneut innehält und in die Runde schaut. Das Licht der mächtigen schmiedeeisernen Leuchter wirft seinen wechselnden Schatten an die Stirnwand des Rittersaales. — Als erster findet Graf von Henneberg, der Feldhauptmann, das Wort zurück:

„Ihr seid hart, Ritter von Giebelstadt, hart in der Forderung und hart im Urteil. Ihr fordert Waffenhilfe für Sickingen. Nun gut, die Versammlung mag entscheiden. Ich werde den Spruch so oder so vollstrecken!"

Doch keine Hand regt sich. Selbst Hans von Schwarzenberg und Sebastian von Rotenhan, der über Hutten mit Sickingen bekannt ist, hüllen sich in Schweigen. Da springt der Geyer von seinem Sessel nochmals hoch:

„Ich schäme mich, einer der euren zu sein, Ritter Frankens. Ich schäme mich! Und daher zerschneide ich das Band zwischen euch und mir. So wie ihr euch der großen Sache Sickingens verweigert, so verweigere ich mich dem Bund, den ihr geschlossen; denn der Bund ist wie ihr: selbstsüchtig, schwach und unentschlossen!"

Und während die anderen noch erschreckt von der Heftigkeit des Geyers wie erstarrt dasitzen, verläßt der schwarze Ritter grußlos den Saal. Erst als seine unheimliche Silhouette im Türrahmen verschwunden ist, bricht es los. Kopfschüttelnd die einen, betroffen die anderen, einige nachdenklich, wieder andere beschämt. Einer aber, der die Reden des Geyers mit einer schadenfreudigen Gier Wort für Wort in sich hineingefressen hat, stiehlt sich unbemerkt aus dem Saal. Es ist Thomas von Absberg. Er hat so seine eigenen Gedanken, als er, einem finsteren Schatten gleich, das Rathaus hinter dem Geyer verläßt.

Geheime Zusammenkunft in Brüssel.

Sein Verschwinden wird von der übrigen Gesellschaft nicht bemerkt. Jeder ist mit sich selbst und seinem Gewissen beschäftigt. Sebastian von Rotenhan und Hans von Schwarzenberg stehen etwas abseits.

„So scheint es doch wahr zu sein", meint Rotenhan, „daß Florian Geyer mit den Lutherfreunden gleiche Sache macht!"

„Darüber herrscht kaum Zweifel, Rotenhan", bedenkt jetzt Schwarzenberg den Fall. „Doch auch ein anderes Gerücht erhält nun neue Nahrung. Der Geyer soll in Brüssel, wohin er in geheimem Auftrag des Ordensmeisters vor gut zwei Jahren gefahren ist, nicht nur dem Kaiser Karl die Bitte seines Herrn um Unterstützung überbracht haben. Es heißt, daß er dort auch mit Sickingen zusammentraf."

„Mit Franz von Sickingen?"

„Jawohl, mit Sickingen. Der war just damals vom Kaiser an den Hof bestellt. Es ging wohl um das Heer, das Sickingen dem Kaiser gegen die Franzosen stellen sollte! Nun sollen beide dort, der Geyer und der Sickingen, auch anderen Plänen nachgehangen haben. Gemeinsam wollten sie die Ritterschaft zu einem mächtigen Reichsheer zusammenfassen, das seinen Platz im Reich ertrotzen sollte."

„Es scheint doch wohl an dem zu sein. Der Brief, den Geyer vorwies, spricht dafür, daß beide ständig in Verbindung stehen."

„Nur schade", seufzt nun Rotenhan, „daß unsere fränkische Ritterschaft zu Plänen dieser Art zu schwach und uneins ist!"

„Zu schwach und zu verdorben! Drum wäre es unnütz, sie für eine Sache einzusetzen, der sie nicht im geringsten gewachsen ist." — Doch so wie Rotenhan und Schwarzenberg, sehen nur wenige der Ritterschaft den wahren Sachverhalt. Der Berlichingen schlägt ein übers andere Mal mit seiner Eisenhand aufs blanke Holz und staunt: „Ein toller Kerl, der Geyer. Solch Brausewind war auch der Götz einst, als er noch in Friedrichs Diensten . . ." Aber da winken alle ab. Die Geschichte von der abgehauenen Hand will jetzt wahrhaftig niemand hören.

Zeisolf von Rosenberg hat sich zu Ludwig Hutten gesetzt: „Habt Ihr den Sinn des Geyerworts, das da vom Hungerdasein unserer Bauern sprach, auch so verstanden, daß uns der Giebelstädter ungerechte Härte vorwerfen wollte?"

„Weiß Gott, das wollte er!" bekräftigt der Gefragte den Spruch. „Jawohl, er will, daß wir die Bauern nicht nach der Kopfzahl messen, wie unser Vieh im Stall und auf der Weide!"

„Ein Wirrkopf, dieser Geyer!" kopfschüttelt selbst auch Graf von Henneberg. „Das viele Reisen bekommt ihm — scheint's mir — schlecht. Zuviel setzt sich an Plänen in seinem Kopfe fest. Will er doch scheinbar Ritter-, Bauern- und Fürstenstand mit einem Schlage reformieren!"

„Notwendig wäre es schon!" gibt der Schwarzenberger seine Meinung kund. „Sehr nötig haben es alle drei. Nur sind sie alle drei zu schwach, um wirklich zu gesunden. Auch werden ihnen kaum Gewaltkuren bekommen. Da bleibt zuletzt doch der Sieger, der die größte Zahl Geschütze und die besten Henker auf seiner Seite hat!"

Während sich also noch im Rittersaal die Abgesandten des Schweinfurter Adelstags über den Schwarzen Geyer von Giebelstadt den Kopf zerbrechen, ist dieser selbst, so schnell ihn seine Füße tragen können, die Stadt durcheilt. In einer kleinen Gasse, die hinunter zum Flusse, zur alten Schweinefurt, geht, klopft er nun beim Magister Wurzenbrunn. Eilfertig öffnet die Magisterin dem Gast die Tür. Doch aus der Bitterkeit, die sich auf seinem Antlitz widerspiegelt, schließt sie mit Recht, wie seine Sache mißlungen ist. Sie unterdrückt die Frage nach dem Ausgang seines Planes. Auch der Magister, der nun auf der Schwelle erscheint, beschränkt sich auf ein Grußwort.

(Fortsetzung folgt.)

Pattjes schreibt zwei Briefe

Die folgenden beiden Berichte eines Hitler-Jungen aus dem Landjahrlager stellte uns einer seiner Kameraden zur Verfügung.

Lieber Piet, **Landjahrlager S.**, den 2. Juni.

siehst Du, beinahe wäre ich sogar Deinem Wunsch entsprechend hier gelandet, nämlich mit Hals- und Beinbruch. Nicht direkt, aber es hat nicht viel gefehlt. Da ist nämlich noch einer und ich aus der Bimmelbahn gefallen, weil die durchaus weiterfahren mußte, obwohl noch längst nicht alles ausgestiegen war. Du, das hättest Du sehen müssen, wie aus dem Fenster (darüber steht: Hinauslehnen, Abpflücken von Obst und Auf- und Abspringen während der Fahrt ist verboten!) so fünf, sechs Affen flogen, und drei Leute hinterher.

Das war also unser Einzug in das nette, dunkle Rhöndorf! Ich muß sagen, daß die Stimmung anfänglich nicht gerade rosig war — später jedoch sind uns die Unmengen Kuchen, der Kakao in rauhen Mengen und die quietschende und zirpende Dorfmusike sehr gut bekommen. Ja — und dann kam die Nacht auf dem prallgestopften Strohsack.

Und am anderen Morgen wurden wir durch so ganz seltsame Klagetöne geweckt. Es war so ein Klappern, so ein komisches Klappern, mit dem die Dorfjugend jetzt mitten im Sommer den Winter austrieb. Das war um fünf Uhr, und um neun liefen sie immer noch im Dorf umher. Sie haben übrigens geklappert, bis es dunkel geworden war.

Wie das sonst so hier ist? Ganz prima, kann ich Dir sagen. So ein richtiges Bauernhaus, mit Scheune, Stall und viel Garten mit Blumen und Obstbäumen. Es blüht hier alles, und im Stall grunzt unsre „Wutzie", wie die Leute hier für Schwein sagen. Alles in allem ist sie unser einziges tierisches Lebewesen, aber sie macht bald Junge, sagt der Bauer, dem sie gehört hat. Und bis die Küken rausgekrabbelt wären, dauert's auch nicht mehr lange.

Och ja — und dann ist da noch so viel! Da ist die Milseburg und die Wasserkuppe, auf die wir übermorgen steigen werden. Es ist bombig, Du, und überhaupt die Rhön! Du weißt gar nicht, wie herrlich sie ist — und wie gern ich sie habe, die Rhön. Wir bekommen schon eine ganz braune Haut von all der Sonne und dem frischen Wind. Wir sind sehr zufrieden mit allem, trotzdem manchem manchmal so'n bißchen Heimweh nach den großen Schornsteinen und den endlosen Steinquadern der Großstadt überkommt. Aber das legt sich auch noch, verlaß Dich darauf. Und nun Heil und Sieg

Dein Pattjes.

*

Lieber Piet, **Landjahrlager S.**, den 9. Juni.

hast Du eigentlich schon mal gesehen, wenn so ein Aas von Köter knurrend in seine Hütte kriecht, weil ihm, müde nach einer Rauferei, noch irgend etwas Blödsinniges über den holprigen Weg gekrochen kommt?

Hast Du das?

Ja, siehst Du, und gerade so bin ich gestern abend in meine „Blaukarierte" gekrochen, durchknetet vom Dienst und rechtschaffen müde von der Arbeit. Es hat keine Minute gedauert, bis ich süß, selig und sanft entschlafen bin. Vielleicht kriegen wir Regen, habe ich noch gedacht, es hat so danach ausgesehen, ach Gott, hoffentlich kriegen wir Regen. Auch für den Bauern, bei dem ich arbeite, wäre es weiter nicht besonders schlimm. Nach dem ewigen Zackern der letzten Tage ist er auch froh, wenn er ruhigen Gewissens auspennen und ein bißchen faulenzen könnte.

Du, und dann der Dienst draußen! Ein wenig ungewohnt, aber nötig. Wie ein dunkelgrauer Gerümpelhaufen haben wir ausgesehen beim ersten Antreten vor dem Flaggenmast. Auch Heini, der Lagerführer — ein feiner Kerl übrigens —, meinte, wir ständen da wie ein Kriegerverein von Anno Toback. Er hat gelacht dabei und wir haben feste mitgelacht. Hinterher sagte er noch, daß sich das alles schon legen würde, nur Ruhe dabei.

Na, und es hat sich dann auch alles gelegt.

Die Tage vergehen gleichmäßig, nicht etwa eintönig oder langweilig. Du würdest unser Leben vielleicht ein bißchen armselig finden mit der pünktlichen Gleichmäßigkeit. Aber da gibt es täglich Neues: Dorfabende; wir singen dann, und alles kommt heran, jung und alt. Ein andermal ist Volksfest, gewaltiges, großes Volksfest, mit Tamtam und einer Dorfmusike, bei deren Zuhören die Bremer Stadtmusikanten vor Neid erblaßt wären. Gewöhnlich gibt es Kuchen in rauhen Mengen, Apfelwein und manchmal kleine, nette Keilereien, harmlos aber. Dann die abwechslungsreiche Arbeit im Stall, beim Kühehüten, Jäten und Graben. Der Bauer, bei dem ich bin, ist auch ein feiner Kerl, das muß ich zugeben. Er schimpft nie, wenn man etwas falsch macht, flucht auch nicht. Oh, wenn der Dir eine Mistgabel in die Hand drückt und zeigt, daß sie so angefaßt werde, und hinterher fasse ich sie doch anders an — oh, dann kann der so rührend erzählen, daß Du Selbstmord begehen könntest über Deine eigene Hilflosigkeit. Er erzählt Dir das so vertraut, daß man sich vorkommt wie gerade auf einem Sandberg geboren, mit Schippchen und Eimerchen, und die ersten Gehversuche macht.

Gestern bin ich auch mit ihm auf den Acker gefahren, um ein wenig zu pflügen. Ich versuchte ein paar „sachverständige" Fragen. Aber er schweigt und übersieht mich absichtlich. Ein spöttisches Flackern liegt nur in seinen Augen. Oho, denke ich. Warte mal, mein Lieber, ich werde dir schon zeigen. Und hinterher schuftete ich wie ein Wilder, daß mir der Schweiß am Rücken herunterlief. Ha, äugle nur so mißtrauisch, denke ich.

Am Abend knallt er mit der Peitsche und scharrt etwas verlegen mit dem Fuß auf der Erde. Siehst Du, ich habe ihn doch kleingekriegt. Ja, meint er verstockt, das war nicht so gemeint heute, bist doch 'n Kerl, und reichte mir die Hand. So ist mein Bauer. Und das hat mich mächtig gefreut, denn ich muß Dir sagen, daß ich am Anfang sehr enttäuscht war. Ich habe von „Schollenduft" geträumt und „Sonnenglanz über den Ährenfeldern". Das wurde mir dann gründlich ausgetrieben, als ich anpacken mußte. Man lernt die Erde anders kennen, als sie in vielen schönen Büchern beschrieben ist. Ich kann Dir ein Liedchen singen von Dreck, Kälte, Schlamm und Schweiß, von Rückenschmerzen und zerrissenen Händen.

Aber das Komische ist: man beginnt die Erde zu lieben, ja, man liebt sie dann doch, trotz der Qualen, die man um sie erleiden muß. Ich rede nicht gern darüber, man wird leicht falsch oder gar nicht verstanden.

Wie es mir sonst geht? Gut. Ich habe eine Menge zugenommen. Wenn ich schreibe wieviel, lachst Du Dich tot. Aber das möchte ich nicht. Du könntest dann auch schließlich nicht den Film entwickeln lassen, den ich Dir einliegend zu senden gedenke. Und das wäre doch schade. Momentan habe ich auch kein Geld für einen Kranz — also wart' ein bißchen damit! Dein Pattjes.

Die Sensenschlacht

Von Hans Baumann

Schwingt eure Sensen,
Sie sind eure Schwerter
In einem friedlichen Arbeitskrieg —

Unter den Streichen
Fallen die Schwaden,
Sinken die Ähren wie goldener Sieg.

Unter der Sonne
Brennen die Felder,
Zittern in glühendem Atem der Schlacht —

Über den Schlägen
Bebt auch der Himmel,
Wie eine summende Glocke erwacht.

Läutet und läutet
Das Glühen zum Brande,
Daß alles Schwache zu Asche verbrennt —

Läutet und läutet
Das Feuer zur Feier:
Da sich die Erde zum Menschen bekennt.

Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

von Franz Gf. Zedtwitz

Schluß.

Der Tod am Wegrand

Der Schneesturm hat sich ausgetobt, helle Tage sind gekommen. Tagsüber strahlt die Sonne in ungebrochener Kraft vom Himmel herab. Und wenn es in den Nächten auch immer wieder friert, tagsüber ist die Macht der Sonnenstrahlen schon so groß, daß der Schnee und das Eis zu schmelzen beginnen.

In diesen Tagen geschieht es, daß sich die Hügel des Taleinschnittes auftun und ein blitzendes Schild aus getriebenem Silber sichtbar wird. „Der Große Sklavensee", schreit Horn, dessen Schlitten an der Spitze fährt. „Jetzt haben wir es geschafft!"

Da stehen sie am See. Am Ufer haben sich im letzten Herbst mächtige Wälle aus zusammengestauten Eisschollen aufgehäuft, die ein Blizzard hier zusammentrieb, als noch nicht die ganze Wasserfläche gefroren war. Hinter diesen Wällen aber dehnt sich die Eisfläche glitzernd und spiegelnd bis zum Horizont. Die Inseln ragen als dunkle Burgen aus dem Eis und dem Schnee empor, fernerhin verläuft die Uferlinie mit ihren Bäumen.

„Das wird jetzt eine andere Fahrt als im letzten Jahre", lacht Horn. „Donnerwetter, das ist eine Rennbahn!"

„Ja, das Eis ist noch gut", bestätigt Black. „Aber wir werden uns trotzdem beeilen müssen. Siehst du die Pfützen da draußen? Die frieren erst in der Nacht wieder zu. Jetzt heißt es bei Mondschein fahren!"

Billy hat einen ruhigen Blick über das Eis geworfen; ohne viel Worte strängt er die Hunde ab. „Eis bei Nacht gut, bei Tag schlecht", brummt er bestätigend.

Das letzte Lager auf dem Festland entsteht. Die Hunde lungern am Seeufer umher, das Feuer prasselt, mächtige Scheiben Elchfleisch bräunen sich über den Flammen. „So, und jetzt wird geschlafen!" befiehlt Black. „Wir müssen nachts munter sein. Billy ist der Schlaueste, der hat schon damit angefangen!" Tatsächlich klingt das Schnarchen des Indianers aus seinem Zelt hervor. — Die Sonne neigt sich und versinkt hinter dem See, über dessen Eis sie eine breite Bahn aus Glanz und Schimmer ausbreitet. Mit der Nacht kommt der Frost. Kalte Luft streicht durch die Bäume am Ufer. Als der Mond aufgeht, sind die Pfützen vereist.

Die Hunde sind sehr erstaunt, als sie aus ihren Lagern aufgescheucht und vor die Schlitten gespannt werden. Mißtrauisch mustern sie die Männer. Was soll das nun wieder heißen? Aber die Schlitten sind beladen, die Peitsche saust, und so gibt es keinen Widerspruch.

Über das Preßeis am Ufer geht es recht unbequem, die Schlitten taumeln, die Hunde keuchen, die Männer schuften schwitzend, denn die Hunde allein sind nicht imstande, die Schlitten über diese gläsernen Wälle zu ziehen. Dann aber sind sie auf dem glatten Seeeis, wo gefrorener, aufgetauter und wieder neu gefrorener Schnee das einzige, unmerkliche Hindernis darstellt.

„Jetzt werden wir fahren wie Fürsten!" schreit Horn und springt mit einem mächtigen Satz auf den Schlitten.

Die Hunde ziehen an. Es dauert kurze Zeit, bis die Schlitten erst einmal in Schwung sind, dann aber sausen sie fast lautlos über die gefrorene Fläche. Der Mond steht hell am Himmel, die Sterne spiegeln sich im Eis, die Weite ist erfüllt mit Silber und geheimnisvollem, grünem Mondlicht. Nur die fernen Uferwälder sind schwarz und finster.

Die Männer schweigen. Ab und zu nur tönt ein kurzer Zuruf auf, mit dem sie die Hunde leiten. Sie anzuspornen ist nicht nötig, denn sie sind begeistert über das leichte, das mühelose Ziehen. Ihre Pfoten trappeln leise, leise singt das Eis unter den Kufen. So fahren sie durch eine unwirkliche Welt.

Einmal donnert das Eis, es kracht wie Kanonenschüsse, es stöhnt und ächzt. Dann tritt wieder die große Ruhe ein. Man kann kaum glauben, daß nach Tagen hier bereits offenes Wasser spielen wird, wo sich die Hunde eben noch tummeln können.

So fahren sie durch die Nacht. Als der Tag aufdämmert, steuern sie eine große Insel an. Bald lodert das Lagerfeuer unter den Fichten. Black steht am Ufer und starrt in die Nacht hinaus. „Da ist auch schon einer unterwegs", sagt er und weist in die Ferne. Ein winziger, rötlicher Lichtpunkt zuckt in den Nebeln. Dort rastet ein Indianer oder ein Trapper.

So geht es nun Tag für Tag vorwärts. Eines Tages aber hebt Billy den Kopf, hebt vier Finger einer Hand empor und sagt: „Fort Resolution." Black nickt. „Wenn alles gut geht, sind wir in vier Tagen da, das stimmt. Es wird auch schon höchste Zeit. Da draußen steht offenes Wasser!" Horn blickt hinaus. So weit Eis reicht, ist der Himmel von einem hellen Schein überstrahlt. Dahinter aber wird der Himmel dunkel. Wenn jetzt ein Sturm kommt, sind sie verloren. Dann bricht das ganze Eis auf, und sie können zusehen, wie sie durchkommen. Der dunkle Himmel ist ja nichts anderes als der Widerschein der offenen, dunklen Wasserfläche. Es sind nun auch andauernd Vögel in der Luft. Enten und Gänse ziehen hin und her, die von einer offenen Wake zur nächsten fliegen. „Na, ich denke, wir schaffen es noch!" Horn ist zuversichtlich. „Bisher ist alles glatt gegangen, warum soll es denn ausgerechnet jetzt schiefgehen?" Black zuckt mit den Schultern, sieht nach Süden und zieht an seiner Pfeife.

In dieser Nacht merken sie, daß das Eis nicht mehr fest ist. Da und dort klafft ein mächtiger Riß. Es steht kein Wasser in dem Riß, denn dazu sind die Nächte noch zu kalt. Dünnes Neueis, schwarz und völlig durchsichtig, spannt sich wie eine Haut zwischen den geborstenen Tafeln des alten Eises aus. Man muß oft lange am Ufer des Risses entlangfahren, bis man eine Stelle findet, wo die Schlitten übersetzen können. Dann schwankt und schaukelt das Neueis auf den Wellen, eine gespenstige, gläserne Haut über den Schlünden des Großen Sklavensees.

Wenn es gegen Morgen geht, ist das Neueis so fest geworden, daß Hunde und Schlitten darüber weglaufen können. Dann sieht es ganz gefährlich aus, wie die dunkle Fläche sich durchbiegt, wie sie wiegt und schaukelt. Breitbeinig, möglichst weit ausgreifend, ohne die Füße zu heben, gleiten die Männer darüber hin. Es knistert im Eis, manchmal bricht ein Stück auf und schwarzes Wasser quillt hervor. Dann atmen sie auf, wenn sie wieder auf die Tafeln des festen, alten Wintereises kommen. Keiner sagt ein Wort, denn es ist jedesmal ein Spiel mit dem Tode.

Sie hetzen vorwärts. Der offene Wasserhimmel kommt immer näher heran, einmal hat sich der erwachende See eine Bucht ins Eis hineingefressen, an der die Schlitten entlangfahren. Man hört durch die mondhelle, stille Nacht die Schollen poltern und knirschen, hört das Eis ächzen. Der Mond spiegelt sich auf den Wellen, die mit Wasservögeln gesprenkelt sind. Unheilverkündend stehen Enten neben den Schlitten auf, jagen Gänse auf rauschenden Flügeln vorüber. Dann ist es wieder eine feste Eisfläche, und die Drohung des Todes bleibt hinter ihnen zurück.

„Das letzte Lager", sagt Black am Morgen des vierten Tages. „Ich weiß nicht, ich habe solch ein schlechtes Gefühl, ich möchte vorwärts. Das Neueis ist so fest, es hat in der letzten Nacht stark gefroren. Wollen wir nicht weiter?"

„Unsinn", antwortet Horn. „Warte, bis es Nacht wird. Du wirst deine Sehnsucht nach Resolution schon noch bändigen können!"

„Aber siehst du denn nicht, daß Wolken aufziehen?" Tatsächlich hat sich der Himmel bezogen.

„Und wenn schon! Laß es schneien, um so besser werden wir fahren! Komm und setz dich ans Feuer, ich habe Hunger. Billy stopft sich schon den Mund voll!"

„Wenn es Sturm gibt, sind wir abgeschnitten, und dann weiß der Teufel, ob uns hier einer findet. Ich möchte nicht den ganzen Sommer lang am Sklavensee sitzen und angeln!"

„Das ist immer noch besser, als wenn du im Sklavensee liegst und die Fische dich fressen! Setz dich schon, Black!"

Murrend läßt sich der Alte ans Lagerfeuer führen. Er ißt, aber seine Blicke schweifen immer wieder nach Süden. Dort unten liegt, eine knappe Nachtfahrt entfernt, Fort Resolution.

Zwischen der Küste und der Insel dehnt sich das Eis, das große, offene Stellen aufweist. Diese Waken sind von Neueis überspannt. „Es ist doch gut, wenn die Sonne nicht durchkommt", tröstet Horn, „dann taut das Neueis nicht auf, und wir können in der Nacht um so sicherer fahren!"

Sie setzen sich und essen. Dann gehen sie ins Zelt, um zu schlafen. „Bin ich müde", stöhnt Horn. „Na, bis zum Abend ist ja noch genug Zeit, um sich auszuruhen!" Er wickelt sich in seine Decke und schläft ein. Der alte Mann aber kann nicht einschlafen. Eine sonderbare Unrast hat ihn gepackt. Er lauscht auf die Atemzüge seines jungen Gefährten, dann erhebt er sich vorsichtig.

Er schleicht aus dem Zelt hinaus. Die Hunde heben nur eben die Köpfe. Sie kennen ihn ja ganz genau, sie haben keinen Anlaß, zu bellen, wenn er sich zeigt. Leise ruft er sein Gespann zusammen, das sich schlaftrunken reckt und streckt. Mit der Peitsche in der Hand zwingt er die Hunde, still zu sein. Einen nach dem anderen strängt er an.

Er ist wirr im Kopf, der Schädel dröhnt, und in all der Unklarheit arbeitet nur ein Gedanke: „Zum Fort." Er will dorthin, denn er weiß, daß das Eis aufbrechen wird. Sieht man denn die Waken nicht? Dort dehnen sie sich, trügerisch, eben noch fest genug, heute nacht aber vielleicht schon gefährlich. Dann wird er mit dem Kanu zurückkommen und die anderen holen.

Noch einen Blick zurück zu den beiden Zelten, dann schwingt er sich auf den Schlitten. Mürrisch und müde ziehen die Hunde an, holpernd tanzt das Gefährt zum Strande.

Jetzt kläffen die anderen Hunde freilich los, aber jetzt können sie ruhig Lärm machen. Wenn die anderen erwachen, so ist es zu spät, denn schon saust der Schlitten aufs Eis hinaus.

Horn fährt aus dem Schlaf, als die Hunde zu bellen beginnen. „Es scheint, wir bekommen Besuch", ruft er. Es kann ja gar nicht anders sein, denn warum sollten denn die Hunde sonst anschlagen? „He, Black, wach auf und mach dich fein!" Er greift mit der Hand nach Blacks Schlafsack, aber der Schlafsack ist leer.

Mit einem Sprung fährt Horn hoch und stürzt vors Zelt. Dort steht Billy und zeigt aufs Eis hinaus. Und draußen, noch nicht dreihundert Meter entfernt, fährt Black.

„Black, hallo, Black, bist du verrückt geworden? Warte, wir kommen nach! — Großer Gott, da fährt er hin, geradewegs auf die Wake zu." „Nicht gut", murrt Billy. „Natürlich nicht gut, du Ochse, schirr lieber den Schlitten an!" Mit fiebernden Händen zieht Horn seinen Hunden die Halsungen über den Kopf.

Der Alte sitzt auf seinem Schlitten und lacht vor sich hin. Er lacht wirr und kindisch, er sieht, wie die beiden sich mühen, er hört sie schreien. Seine Peitsche saust über die Hunde. Nun kommt die Wake, sie ist mit Eis bedeckt, gut, sehr gut. Das Eis wird ihn tragen, er wird es diesem Dickschädel von Horn schon zeigen, daß man nach Fort Resolution fahren kann, wenn es Tag ist.



Der Schlitten versinkt,
ein Hund nach dem anderen wird über den Eisrand ins Wasser gezogen

Der Leithund zaudert, als er die dünne Eishaut sieht. Das Wasser läuft in Wellen unter dem dünnen Eis, und das Eis hebt sich und senkt sich, als atme der Sklavensee unter ihm. „Bleib stehen, Black", brüllt Horn. „Jetzt gerade", lacht der Alte irr und hebt die Peitsche. Mit einem mächtigen Satz fährt der Leithund aufs Eis hinaus.

Die ganze Fläche biegt sich durch, die Kufen schneiden durchs Eis, Wasser schießt über die Fläche. „Verdammt", denkt Black, der auf einmal vernünftig geworden ist. Er weiß, daß jeder Augenblick Stillhalten Schlitten, Mann und Hunde unweigerlich durchbrechen lassen muß. Seine Peitsche haut auf die Hunde ein, und sie sausen dahin, während hinter ihnen das Wasser aus der geborstenen Decke spritzt.

Der jenseitige Eisrand kommt näher, wenn die Hunde ihn erreichen, ist alles gut. Da kracht die Eishaut auf. Es knirscht, der Schlitten senkt sich rückwärts. Die Hunde bohren ihre Krallen ins Eis, aber nun kommen sie nicht mehr vom Fleck. Der einbrechende Schlitten zieht sie zurück, er neigt sich seitwärts, schlägt um. Black verliert den Halt und stürzt auf die Eishaut, die unter ihm bricht. Eiskalt klatscht das Wasser des Großen Sklavensees über ihm zusammen.

Black gibt sich so leicht nicht verloren. Er taucht auf, packt das Eis, aber es bricht unter ihm. Der Schlitten könnte ihn halten, denn die Pelze sind lufthaltig. Da lösen sich die Pelzballen vom Schlittengestell, an dem die schweren Fallen befestigt sind. Der Schlitten versinkt, ein Hund nach dem anderen wird über den Eisrand ins Wasser gezogen und versinkt ebenfalls.

Unter den Händen Blacks bricht das Eis weiter und immer weiter. Die große Kälte durchschauert ihn bis ins Mark, seine Hände erstarren. Da gibt Black den Kampf verloren. „Und es war doch schön", schießt es noch einmal durch seinen Kopf, bis die vollgesogenen Kleidungsstücke ihn langsam in die Tiefe saugen. — Die beiden Schlitten sind bis zum Rand der Wake gelangt. Verrückt vor Schmerz will sich Horn auf das Neueis stürzen, als er den Schlitten einbrechen sieht. Da wirft sich der Indianer auf ihn: „Du hierbleiben", zischelt er, „sonst du auch ertrinken!"

Verbissen kämpfen sie auf dem Eis. Endlich sieht Horn ein, daß Billy recht hat. Jetzt haben die Kufen das dünne Eis zerschnitten, jetzt ist es ganz unmöglich, hier zu fahren. Er erhebt sich, blickt um sich. Mitten im Eis klafft ein Loch, ein paar Fellbündel treiben auf dem offenen Wasser.

Mit zusammengebissenen Kiefern starrt Horn auf das Grab seines Gefährten. Er kann es nicht verhindern, daß ihm die Tränen in die Augen schießen. Dann wendet er die Hunde und kehrt wortlos zum Lager zurück.

Ebenso wortlos folgt der Indianer. Er ist nicht weiter erschüttert. Er hat schon viele Menschen sterben gesehen, jeden kann es im Norden haschen.

„Daß dieser Mann so enden mußte", knirscht Horn.

Ruhig sieht der Indianer ihn an. „Großer Jäger wie großer Jäger gestorben. Soll er sterben im Zelt? Ist besser so!"

Horn nickt. Durch all seinen Schmerz hindurch fühlt er, daß der verbrauchte Alte vielleicht den besten Tod gestorben ist, den er sterben konnte. Ohne Worte macht er sich daran, am Ufer ein Mal für den Toten zu errichten.

Der Pelzjäger

Der Konstabler der Canadian mounted police, William Grenn, legt die Feder zur Seite. „Ich danke Ihnen, Horn", sagt er.

„Wenn Sie noch nähere Aufklärung über den Fall Black wünschen, stehe ich zu Ihrer Verfügung!"

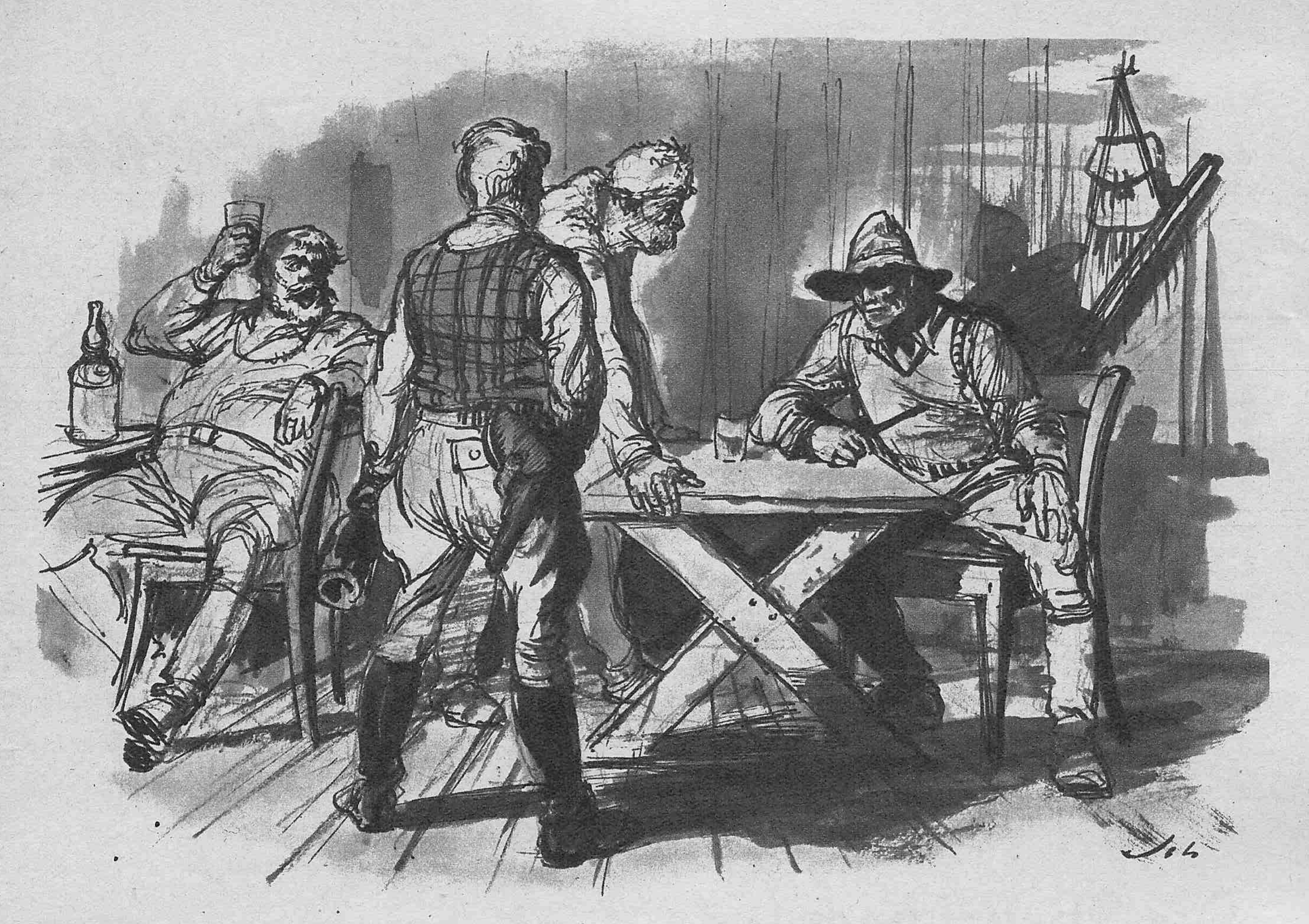
„Nicht nötig. Ihre Angaben genügen. Wenn ein anderer mit Nuggets zahlen würde und erzählte, daß der alte Black ertrunken ist, Sie verstehen mich, dann würde ich zupacken. Nein, nichts für ungut, ich kenne meine Leute. Im übrigen wird ja Ihre Aussage durch den Bericht des Indianers Billy bestätigt. Was haben Sie jetzt vor?"

„Ich möchte Sie bitten, meinen Antrag entgegenzunehmen, der mir das Schürfrecht bei den schwarzen Felsen im Land sichert." — „Ah, kennen Sie die famose Fundstelle des alten Black?" — „Ja, er hat sie mir gezeigt. Hier die Pläne." Horn entfaltet die Karte, die Black vor Jahren auf ein Blatt Packpapier gekritzelt hat.

„Hier, das ist der Große Sklavensee. Von hier aus den Portage nach Osten bis zur Waldgrenze. Das ist ein Sattel mit einem Indianergrab."

„Den kenne ich auch, bin selbst einmal dort oben gewesen, hatte aber keine Ahnung, daß es dort Gold gibt."

„Von dort aus nordöstlich in die Barren-Grounds, mit guten Hunden vier Tagereisen. Ein vertrockneter Flußlauf. Die Stelle



„Hallo, Horn", lachen die Trapper. „Na, bist du endlich hier gelandet?" Zeichnungen: Herbert Scheurich

ist nicht zu verkennen. Es ragen schwarze Klippen auf, Reste des ehemaligen Steilufers. Das ist alles!"

„Gut, ich werde dafür sorgen, daß alles ordnungsgemäß erledigt wird. Na, dann will ich der erste sein, der Ihnen Glück wünscht. Es kommt nicht jeder als reicher Mann aus dem Norden zurück. Ihr Fang ist ja auch großartig, habe etwas von der Auktion bei der Pelzkompanie gehört. Jetzt können Sie sich zur Ruhe setzen!"

„Ich denke gar nicht daran!"

„Wollen Sie den Claim selbst ausbeuten?"

„Vorläufig nicht. Ich kann mich doch auf Sie verlassen, ich möchte keinen Run nach Gold entfesseln. Mir ist das ungestörte Land lieber. Ich muß Sie daher bitten, über das, was ich Ihnen eben erzählt habe, zu schweigen!"

„Keine Sorge, ich halte dicht. Aber Mann, was wollen Sie denn sonst anfangen?"

„Möchten Sie Ihre Uniform ablegen, Konstabler?"

„Ich denke nicht daran. Wie kommen Sie bloß darauf?"

„Weil es mir genau so geht. Ich habe immer Trapper werden wollen, und nun bin ich es geworden. Wenn es nach mir geht, werde ich Pelzjäger bleiben. Gold ist ja ganz nett, aber anständige Arbeit und so, das ist mir lieber. Ich gehe wieder nach Norden."

Der Mounty streckt die Hand über den rohen Tisch. „Das ist ein vernünftiges Wort, ich wollte, meine Leute wären alle so. Dann also Glück auf den Weg, Pelzjäger Horn, und wenn Sie einmal Schwierigkeiten haben sollten, wissen Sie, wo ich zu finden bin. Gehen Sie wieder an die gleiche Stelle zurück?"

„Ja, einmal möchte ich noch hinauf. Später möchte ich mir noch ein anderes Stück des Nordens ansehen, das Felsengebirge oder so etwas Ähnliches."

„Vielleicht treffen wir uns da oben, ich muß ohnedies eine Inspektionsreise da hinauf machen!"

„Das würde mich freuen. Mein Blockhaus werden Sie ja finden. Dann also auf Wiedersehen im Winter, Konstabler!"

Horn verläßt das Blockhaus in Fort Resolution, in dem Grenn, Herr über ungeheuere Strecken wilden Landes, über Menschen und Tiere der Wildnis, haust. Er hat sich zwei Tage lang in Resolution aufgehalten. Bedächtig schlendert er durch die Straßen.

Hunde kläffen zwischen den Blockhäusern, vor der Kneipe wird ein Wapiti abgeladen, Musik, wilder Gesang dringt aus der halbgeöffneten Türe. Gestern kam ihm dies alles noch wie ein wunderbares Märchen vor, heute hat die Zivilisation schon wieder an Reiz verloren. Er tritt in das Gasthaus hinein und setzt sich an einen Tisch. „Whisky", ruft er dem Boß zu.

„Hallo, Horn", lachen die Trapper. „Na, bist du endlich hier gelandet?"

Die Männer sitzen breitarmig an den Tischen, ihre Köpfe glühen, ihre Pfeifen wölken. „Komm, sauf mit uns!"

„Danke", sagt Horn, „ich habe keine Zeit!"

„Mensch, was hast du denn heute noch vor?"

„Muß wieder nach Norden!" antwortet Horn kurz.

„Du bist aber doch erst angekommen? Mach keine Witze und setz dich zu uns!"

„Danke." Horn hat ausgetrunken, wirft dem Wirt das Geld hin, grüßt und geht hinaus. Er hat auf einmal das Gefühl, als brenne der Boden unter seinen Füßen. Was soll er noch hier?

Er schlendert zu dem Schuppen, in dem Billy haust. „Hast du deine Geschäfte erledigt?" fragt er.

„Resolution nix gut", meint Billy, „Billy will wieder nach Hause!"

„Ganz mein Fall", antwortet Horn. „Na, Kanus haben wir, Munition haben wir auch. Wollen wir fahren?"

„Morgen früh, gut", sagt der Indianer.

„Dann also auf morgen früh!" Horn klopft dem Roten auf die Schulter und geht zum Wald hinaus. Es ist kein langer Weg. Gleich hinter Resolution beginnt die Wildnis, zu deren Füßen der Sklavensee sich dehnt. Horn setzt sich ans Ufer und sieht über die Wellen. Es sind die gleichen Wellen, die Black verschlungen haben. Jetzt, wo das Eis überall aufgebrochen ist, plätschern sie harmlos und fröhlich gegen das Ufer. Nachdenklich sieht der Mann auf das Wasser hinaus. Ob sie ihn einmal auch behalten werden? Oder wo wird er sonst einmal liegen? Ach was, das ist ganz egal. Das Leben ist groß und schön, und wenn es einen Mann einmal hascht, so gibt es genug andere, die in die Lücke springen.

Plötzlich beginnt er munter zu pfeifen. „Verdammt, ich muß den Hunden noch sagen, daß es wieder nach Norden geht", murmelt er und geht mit langen Schritten nach Resolution zurück.

...und ein paar Kleinigkeiten

Wer kann gut rechnen?

Ein Arbeiter soll zwei Haufen Holz sägen. Jeder Haufen zählt genau 40 Scheite, und jedes Scheit soll fünfmal durchschnitten werden. Berechne seinen Lohn, wenn er für jedes einzelne Holzstück 2 Pfennig ansetzen darf.

*

Paul und Peter, zwei dicke Freunde, kaufen Äpfel ein. Paul verlangt 10 Stück einer gewissen Sorte, legt 1 Mark hin und erhält ein paar Pfennige heraus. Als er diese eben einstreichen will, meint Peter: „Laß nur liegen", legt 20 Pfennig dazu und bekommt jetzt 5 Stück derselben Sorte. Was kostete ein Apfel?

Peter besitzt eine uralte Weltgeschichte in zwei Bänden von 1296 bzw. 1188 Seiten. Als er sie neulich wieder mal zur Hand nimmt, entdeckt er, daß sich der Bücherwurm drin eingenistet hat, und zwar führt sein Gang von der ersten Seite des ersten bis zur letzten Seiten des zweiten Bandes. Wieviel Blätter hat das Tier demnach schon durchfressen?

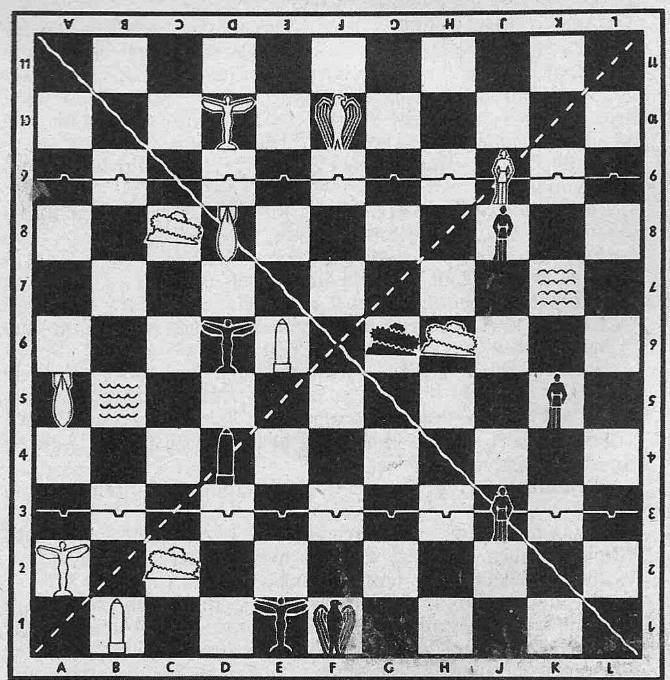
*

Kleinsiedler Müller bestellt zusammen mit seinem „Anlieger", dem Landwirt Groẞe, 11 Dutzend Obstbäume. Wieviel entfallen auf jeden, wenn Groẞe 10 Dutzend mehr erhält als Müller?

Aus dem Märchenland

Einen Berggeist schaffen —
Das kann man sehr schnell.
Schüttle Herz und Laube
Schon ist er zur Stell'.

Die Wehrschach-Ecke



2. Wehrschach-Aufgabe ■ = Blau, □ = Rot

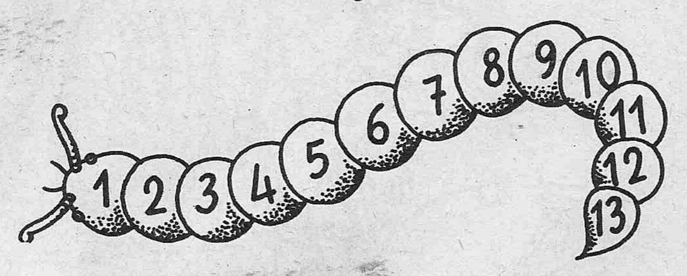
Die blaue Partei steht nach schweren Verlusten vor der Niederlage; sie versucht nun, aus folgender Stellung wenigstens ein „Unentschieden" zu erzwingen:

Blau: Hf 1; Fe 1; d 6; Ad 4; Pg 6; Ij 3; j 8; k 5.
Rot: Hf 10; Fa 2; a 5; d 8; d 10; Ab 1; e 6; Pe 2; e 8; h 6; Ij 9.

Blau am Zuge, erzwingt in 3 Zügen das „Unentschieden".

Erklärung: H = Hauptfigur, F = Flieger, A = Artillerie, P = Panzerkampfwagen, I = Infanterie.

Der Ringelwurm



Knipst man Ringteile vom Ringelwurm ab, so leben sie scheinbar weiter. Knipst man von diesem Ringelwurm die durch Zahlen angedeuteten Teile ab, so entstehen selbständige Gebilde.

Es sind:

1 2 3 4	Ein Gefäß
2 3 4 5 6	Obstfrucht
4 5 6 7	Kleid vieler Tiere
5 6 7 8	Altes Maß
7 8 9 10 11	Stille
8 9 10	Zustand des Wassers
8 9 10 11 12	Metall
4 5 6 7 8 9 10 11 12	Ranzen, Rucksack
10 11 12 13	Alpenhirt

4 mal Sport

Mit W der Burg ein sichrer Hort,
Mit B der Kinder liebster Sport.

*

Mit Sch nennt es die deutsche Fußballmannschaft,
Die neulich Nürnbergs Siegeslauf gestoppt.
Schlag' ab den Fuß; ein Mensch lacht dir entgegen,
Der gern und oft mit tollem Streich dich foppt.

*

Max tritt, einen Zettel in der Hand, an die Kasse des Boxklubs „Dicke Backe": „Komme ich mit 50 RM. aus, wenn ich 10 Ringkarten zu 1,50 RM., 15 Sitzplätze zu 0,90 RM., 25 Stehplätze zu 0,60 RM. und 17 Stehplätze für Erwerbslose und Jugendliche zu 0,35 RM. nehme?"

Der Kassierer rechnet flugs die einzelnen Summen auf einem Stück Papier aus und sagt dann zu Max: „Oh ja, du bekommst sogar noch 0,55 RM. heraus; denn die gewünschten Karten kosten zusammen 49,45 RM."

„Besten Dank", sagt Max hocherfreut, „das ist nämlich meine Rechenaufgabe für morgen für die Schule."

*

Die Lehrerin bespricht mit ihrer Klasse das Sprichwort: „Geben ist seliger als Nehmen!"

Peter: „Das sagt mein Vater auch immer!"

Lehrerin: „Das ist schön von deinem Vater, daß er so handelt!"

Stimme aus der rechten Ecke: „Sein Vater ist Boxer, Fräulein!"

Buchstaben wandern

Wieder einmal behagte es einem Buchstaben nicht mehr an seiner Stelle im Alphabet, und so wanderte er aus. Unterwegs kam ihm ein großer Käfer entgegen, der sich den Buchstaben — hast du nicht gesehen — einverleibte. Aber sogleich verwandelte sich der Käfer in einen Mann, der in ein Geschäft ging, um allerlei einzukaufen. Nach diesem Kaufe hüpfte der Buchstabe wieder aus dem Manne und setzte sich in dessen Habe, gar nicht bedenkend, daß er, der Buchstabe, sich in der Kopfbedeckung einer Frau wiederfinden mußte. Eines Tages nun sah der Buchstabe einen hohlen Stab am Wege liegen. Da sprang der Buchstabe aus der Kopfbedeckung heraus und kroch in den Stab. Aber kaum befand sich der Buchstabe im Stab, da zerfiel dieser zu einem kleinen Schmutzteilchen.

Welcher Buchstabe wanderte aus?

Aus dem Verhalten der Raubritter ist zu schließen, wieviel Kaufleute zu sehen sind.



Zeichnung: Schimpke

Vogelrätsel

Das Erste läuft um jedes Haus,
damit der Mensch drin sicher wohne.
Gar prächtig sieht das Zweite aus,
geschmückt mit Szepter und mit Krone.
Das Ganze ist ein kleines Ding,
das sich zum Zweiten nie vermessen,
und wenn es nach ihm selber ging,
wär wohl der Name längst vergessen.
Oft durch das Erste kroch behend
das Ganze mit vergnügtem Singen.
Wohl nimmermehr dem Zweiten könnt
dies Stückchen ohne Not gelingen.

*

Du hörst ihn wohl, doch siehst ihn nicht:
sein Name ist es, den er spricht.
Er hat kein Ei im eignen Nest,
von Fremden er es brüten läßt.
Dafür zählt er die Tag und Jahr,
die du noch lebst, genau aufs Haar.
Und hörst du ihn zuerst im Mai
und hast ein Säcklein Gold dabei,
so klopf es nur die Kreuz und Quer,
das ganze Jahr wird es nicht leer!
Nun nenn mir schnell den Schelmenwicht!
Sein Name ist es, den er spricht.

Zwei, die umsonst arbeiten

Von Menschen erdacht, von Menschen gemacht,
jedes bewegt sich, steht, klettert und fällt.
Und jedes gehört zu den wen'gen der Welt,
die nicht bedient, geölt, unterhalten wollen sein.
Jedes schafft kostenlos, jahrelang, treu und gut,
bis du sie hinwirfst oder machst sie kaputt.
Sie sind verwandt, zu zwein oft, auch häufig allein.
Nun rate, wer mögen die beiden wohl sein?

„Ich besuche eine Ausstellung"

Wie uns die Gauwaltung Weser-Ems mitteilt, ist in „Hilf mit!" Nr. 9 ein Versehen unterlaufen. In dem Bericht: „Ich besuche eine Ausstellung" werden auf Seite 248 und 250 zwei Abbildungen gebracht mit der Bezeichnung: Gemeinschaftsarbeit aus Bremen. Diese Arbeiten wurden jedoch von Jungen aus Emden angefertigt, denen wir hiermit nochmals unsere Anerkennung aussprechen.

Silbenrätsel

be — bee — ber — bra — bus — e — el — er
fe — furt — haus — hoch — il — il — land — ler
mi — nur — re — rhom — tis — uh — wa — ze

Aus vorstehenden 24 Silben sind 12 zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Anfang eines Liedes der Hitler-Jugend ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Honigbehälter, 2. kleines Raubtier, 3. geometrische Figur, 4. Wüstentier, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Stadt in der Provinz Sachsen, 7. Großstadtgebäude, 8. Märchengestalt, 9. berühmter nordischer Läufer, 10. schwäbischer Dichter, 11. männliches Haustier, 12. Strauchfrucht.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 9

Der Brief lautet: Königsberg, den 1. 4. 36.

Teurer Wolfgang!

Nächsten Donnerstag werden wir wie üblich Trapper und Indianer spielen. Teile Deinen Kameraden mit, daß wir uns wie am vorigen Donnerstag am kleinen See im Walde versammeln. Es lebe Manitou! Dein Emil!

Die Geheimschrift ist sehr leicht zu erraten. Jedes Hauptwort ist umgedreht und bei den anderen Wörtern für jeden Selbstlaut ein o gesetzt.

Wehrschach-Aufgabe 1: 1. Blau P d 3 — c 5. — Blau sucht den Vormarsch der roten Infanterie und Artillerie durch flankierende Umfassung, unter Einsatz schneller Panzerwagenverbände, abzuwehren. — 1. . . . Rot A b 7 —. . beliebig.

2. Blau I j 6 — h 7. — Die blaue Infanterie sucht die roten Panzerwagenverbände einzuschließen und den Rückzug zu versperren. — 2. . . Rot P g 6 —. . beliebig.

3. Blau A a 1 — e 5. — Blaue Artillerie und Eisenbahngeschütze werden auf der Bahnlinie eiligst vorgeschoben, um von e 5 aus die roten Kraftreserven auf e 9 unter Artilleriefeuer zu nehmen und gleichzeitig auch mit den blauen Panzerwagenverbänden c 5 die vorgeschobene Infanterie (Rot) d 5 im flankierenden Vernichtungsfeuer zu schlagen. Blau hat damit die Entscheidung des Kampfes zu ihren Gunsten in der Hand.

Sprichworträtsel: Was frag ich viel nach Geld und Gut.

Rätsel: Vierjahresplan — Die Schreibfeder — Aluminium — Lippe — Spree/Speer — Fuchsia — Wallenstein.

Geometrisches Wunder: Ei — Dreck/Dr-ei-eck.

Buchstaben wandern: Der Buchstabe L = Ast — Last, Affe — Laffe, Gas — Glas.

Etwas stimmt hier nicht, aber was? Der Motorradfahrer hat das Steuerrad des Autos. Dem Autofahrer hat der Zeichner die Lenkstange des Motorrades gegeben und die Vorderräder der Lokomotive. Die Vorderräder des Autos und den Winker finden wir an der Lokomotive.

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Heinrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 75 64 56. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.

Unsere Ausstellung

„Während die Jugend durch die Hitler-Jugend, die NSV., den Arbeitsdienst, die Wehrmacht unsere Volksgemeinschaft durchlebt, wird durch die Schule und vor allem durch die Wettbewerbe des Nationalsozialistischen Lehrerbundes die Volksgemeinschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrer Bedeutung für die Erhaltung und Weiterentwicklung unseres Volkstums von allen Seiten her dargelegt. Die Schule greift damit die Arbeit der Partei auf und vertieft sie bei der Jugend mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln.

Der NSLB. hat damit bewußt in der Erziehung einen neuen Weg beschritten. Über die Form der Schulstubenbelehrung weit hinausgehend, sind hier Erziehungsformen gewählt worden, die der Schule vor unserer Machtübernahme fremd waren. Der NSLB. begann diesen Weg bereits 1933 mit der Herausgabe seiner Schülerzeitschriften „Hilf mit!" und „Deutsche Jugendburg". Fünf Jahre lang sind diese Zeitschriften in Millionenauflage monatlich in die Kinderhände und ins Elternhaus gewandert und so zu einem überaus bedeutsamen nationalpolitischen Erziehungsmittel geworden.

So wie vor fünf Jahren der NSLB. im alten Reich die Initiative ergriffen hat und die Gestaltung von nationalsozialistischem Schrifttum für die Schuljugend selbst in die Hand nahm, so hat er dies auch bereits in diesen Wochen in Österreich getan. Die deutsche Jugend in Österreich, die in diesen Wochen eine Schicksalswende miterlebt hat, nimmt an dem neuen Wettbewerb des NSLB. „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft" bereits geschlossen teil. Sie wird Schulter an Schulter mit den jungen Kameraden aus dem alten Reich in friedlichem Wettbewerb mit Pinsel und Schere, mit Ton und Farbe beweisen, daß sie von jeher zur großen deutschen Volksgemeinschaft gehört hat und durch den Führer mit uns auch wieder zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt worden ist. Den Erziehern in Österreich wird für ihre Mitarbeit als treuer Helfer ebenso wie im alten Reich die Schülerzeitschrift des NSLB. „Hilf mit!" zur Verfügung stehen.

Die Ausschreibung der Wettbewerbe in „Hilf mit!" war ein weiterer Schritt auf dem Weg der Anwendung neuer Erziehungsformen. Wohl selten ist ein Gedanke der Lehrerschaft von der Schuljugend so freudig aufgegriffen worden wie der Wettbewerbsgedanke.

Wir sehen in der freiwilligen Selbstbetätigung zur Wettbewerbsarbeit ein Erziehungsmittel, das alle in der Jugend schlummernden Kräfte mobilisiert und in den Kreis der Schule den gesamten Lebenskreis der Jugend, Elternhaus und Familie mit einbezieht.

Der Wettbewerb „Volksgemeinschaft – Blutsgemeinschaft" hat im Rahmen der Wettbewerbe des NSLB. insofern eine besondere Bedeutung gehabt, weil er in seiner Themenstellung den seit 1933 völlig neuen Unterrichtsstoff der Rassenkunde umfaßte.

Wenn der Führer fordert: „Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt. Es soll kein Knabe und kein Mädchen die Schule verlassen, ohne zur letzten Erkenntnis über die Notwendigkeit und das Wesen der Blutsreinheit geführt worden zu sein" – so ist diese Forderung für uns Erzieher Verpflichtung gewesen. Wir haben sofort den Standpunkt vertreten, daß der rassischen Erziehung nicht durch die Einführung eines neuen Unterrichtsfaches – etwa wöchentlich zwei Stunden Rassenkunde – gedient sei, wir waren vielmehr der Meinung, daß rassische Erziehung als Unterrichtsgrundsatz einzuführen sei. Der Wettbewerb „Volksgemeinschaft – Blutsgemeinschaft" trägt dieser Anschauung Rechnung.

Es ist auch für den Erwachsenen lehrreich und wertvoll, einmal mit stiller Muße die vielen Arbeiten zu dem Wettbewerb zu betrachten und sich darin zu vertiefen. Es gibt niemand, der nicht auch für sich etwas Neues, Wissenswertes, Reizvolles oder Bedeutsames entdecken wird. Und mancher wird vielleicht etwas von ungelenker Kinderhand entdecken, was ihm selbst bislang noch verborgen war.

Es gibt auch nicht ein Gebiet der Themenstellung „Volksgemeinschaft – Blutsgemeinschaft", das nicht Bearbeitung gefunden hätte. Und das erscheint mir bei den Wettbewerbsarbeiten als das Wichtige: Nicht in abstrakten Begriffserklärungen ist die Lösung der Wettbewerbsarbeit versucht worden, sondern aus ihrem Lebenskreis heraus hat die Jugend die Blutsgemeinschaft des Volkes als eine Lebenswirklichkeit gestaltet." (Aus der Eröffnungsrede.)



Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, eröffnet in Berlin die neue, große „Hilf-mit!"-Ausstellung